



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

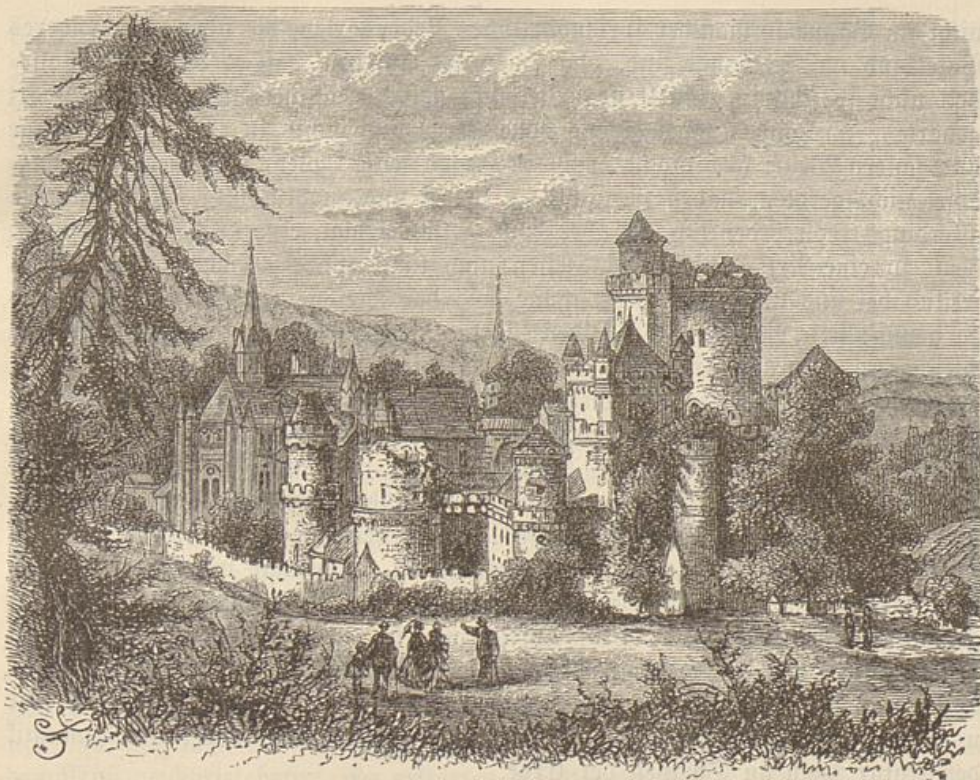
Bilder aus dem westlichen Mitteldeutschland

Richter, Julius Wilhelm Otto

Leipzig [u.a.], 1883

Das Hessenland.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30013



Die Löwenburg auf Wilhelmshöhe.

Das Hessenland.

Zum Willkomm im Lande der „blinden Hessen“. — Das hessische Bergland. — Das Werrathal und seine Ränder. — Der Meißner und der Frau-Hollenteich. — Die Fulda. — Das alte Hessenvolk und sein Glaube. — Von den Wichtelmännchen. — Bonifacius und die Wodanseiche bei Dorfgeismar. — Die Abtei Fulda. — Blick auf die Geschichte Hessens. — Kassel und die Wilhelmshöhe. — Die zwei Napoleoniden.

„Nennt immerhin die Hessen blind,
Die Hessen wissen, was sie sind;
Sie wissen, was seit vielen Jahren
Sie treulich in der Brust bewahren,
In welchem Sinn ihr auch das Wört-
lein nennt, —
Den Hessen ist's ein Kompliment.

Bedroht der Feind das Vaterland,
Die Hessen sind im Flug zur Hand;
Da greifen sie voll Mut zur Wehre
Und folgend nur dem Ruf der Ehre,
Wer immer auch der fecke Feind mag
sein, —
Sie dringen blindlings auf ihn ein.“
(K. Chr. Tenner.)

Willkommen, lieber Leser, im Lande der biederen Hessen! Es freut mich, daß du auch zu uns kommst, unser Land und Volk kennen zu lernen; ich will dein Führer sein; denn Hessen ist mein Heimatland und ich liebe es von ganzem Herzen. Hoffentlich kommst du ohne Vorurteile; denn es hat leider nicht an solchen Leuten gefehlt, die unser Hessenland und Volk geschmäht, mit ungerechten Beschuldigungen und Vorwürfen überhäuft haben. Hoffentlich stehst du auch

nicht im Banne so mancher sprichwörtlicher Redensarten, die über mein engeres Vaterland im Schwange sind, oder du wirst einsehen, daß es damit in Wahrheit nicht so schlimm bestellt ist. Vielleicht hast du das neckische Volkssprichwort gehört: „Im Lande Hessen giebt's hohe Berge und nichts zu essen, große Krüge und sauern Wein: wer möchte wohl in Hessen sein? Wenn Schlehens und Holzäpfel nicht geraten, haben sie nichts zu kochen und zu braten.“ Das lautet ja allerdings recht bedenklich, ist aber doch, gelind gesagt, eine arge Übertreibung; denn so eine Art Sibirien ist Hessen noch lange nicht. Hohe Berge giebt's freilich bei uns und zwar recht schöne, wie der Meißner; aber zu essen giebt's da genug: fette Matten und Weiden für die Herden, schöner Wildstand für den Weidmann, fischreiche Gewässer u. s. w. Es giebt wohl auch im Hessenlande im weiteren Sinne des Wortes von der Natur minder gesegnete Striche, wie der im vorigen Bande beschriebene Vogelsberg in Oberhessen. Doch liegt da in nächster Gegend der fruchtbare Schwalmgrund mit dem kräftigen, gesunden Menschenschlag seiner Bewohner und die gesegnete Wetterau, des Reiches Au und Kaiser Rotbarts „Schnabelweide“. Was den Weinbau betrifft, so kann sich das Hessenland, abgesehen von Rheinhessen, allerdings mit dem Rheingau nicht messen, und in vielen Gegenden zieht man nur die bekannte Sorte des sogenannten Oberastheimers, d. h. Apffelwein; aber in den hohen Krügen, dem echten, guten, vollen hessischen Maß, schäumt ein kräftiges, schmackhaftes Bier. Weht auch der Wind in manchen Strichen etwas rauh, ist auch der Boden hier und da steinig und ungefügig: es fehlt dem Hessenlande weder an Romantik der Natur, noch an Schätzen der Erde.

Willst du dich davon überzeugen, lieber Leser, so nimm den Wanderstab und pilgere das herrliche Berrathal hinauf und verliere dich in seine reizenden Seitenthäler im Thüringerwald oder verfolge den Lauf der Fulda durch lachende Gelände an der Abtei Fulda vorbei bis nach Kassel und der romantischen Wilhelmshöhe! Und bist du ein echter Freund der Natur, so entdeckst du als Botaniker, als Geologe wahrlich des Interessanten genug; lauschest du aber gern den Sagen und Märchen aus dem ewig poetischen Volksmunde, so findest du kaum irgendwo einen reicheren Boden.

Nach den alten Geschichtschreibern sind die Länder glücklich zu preisen, welche recht viele Erzeugnisse aufweisen, welche mit „W“ anfangen. Nun, das Hessenland hat deren zwölf: Wasser, Wind, Weizen, Wein, Weiden, Wiesen, Weiher, Wolle, Wachs, Werg (d. i. Flachs), Wälder und Wild. Dazu kommt aber noch, daß die Berge im Innern ihrer Schachte einen großen Reichtum an Erzen, Salz und Kohlen hegen, ja, daß die Eder sogar Gold in ihrem Wellengetriebe dahinrollte; daß heilkräftige Quellen emporprudeln, den Kranken zur Labung und Genesung, so zu Wildungen, Ems, Soden, Wiesbaden, Schwalbach, Schlangenbad, Nauheim, Salzschkirm u. a.

Und nun das Volk der Hessen! Das ist ein kräftiger, mannhafter Menschenschlag von unverkennbar germanischem Gepräge, von gedrungenem Gliederbau, fast durchweg blonden Haaren und blauen Augen. Besonders anerkannt sind ihr Fleiß und ihre Ausdauer, wie schon das alte Sprichwort rühmt: „Wo Hessen und Holländer verderben, kann niemand Nahrung erwerben.“ Ihre Tapferkeit war schon im Altertum bekannt, und schon Merian sagt: „Die Catti haben je und allwegen einen herrlichen Rahmen gehabt, und, Gott lob, biß annoch

erhalten.“ Man hat darum auch angenommen, daß der Spottname: „blinde Hessen“ daher komme, weil sie auf ihren Feind blindlings losmarschieren. Ähnlich sagt Landau: „Das Wort „blind“ soll, wie Arndt gut bemerkt, gewiß kein Gebrechen bezeichnen, sondern eine derbe, feste, unerschütterliche Art, die keinen Wechselln und Erschütterungen unterworfen ist; es soll gewiß den stillen, festen Mut bezeichnen, mit welchem der Hesse mit offenem Aug', wie ein anderer mit geschlossenem Aug', dem Tode entgegengeht.“ Auf das blinde und derbe Darauflösgehen deutet auch ein anderes hessisches Sprichwort: „Wo ein Hesse in ein fremdes Haus kommt, da zittern die Nägel in den Wänden.“ Über das spröde, zähe Festhalten an den alten Gewohnheiten erzählt uns der feine Beobachter W. Niehl in seinem „Land und Leute“ einen charakteristischen Zug, der fast tragikomisch erscheint: „Die Hessen stehen auf der Verbindungsbrücke zwischen norddeutschem centralisirten und mitteldeutschem individualisirten Volkstum. Da sind noch die störrigen Bauern, die von Haus aus gar nicht nach Mitteldeutschland passen wollen, die aber durch politische Einflüsse immer tiefer in mitteldeutsches Wesen hineingetrieben worden sind. Eine Sage von einem hessischen Dorfe im Ohmgrunde, welches katholisch blieb, obgleich es ganz nahe bei dem streng protestantischen Marburg liegt, zeichnet dieses trugige Wesen. Die dortigen Bauern waren nämlich, so lautet dieser historische Mythos, kurz nach der Reformationszeit wirklich zur neuen Kirche übergetreten. Als sie nun zum erstenmal das Abendmahl unter beiden Gestalten erhalten sollten, trug sich's zu, daß man aus Versehen den Inhalt eines Essigkruges statt Weines in den Kelch geschüttet hatte. Da erklärten die Bauern, lieber, als daß sie solchen Wein tranken, wollten sie gar keinen trinken, kehrten zur alten Kirche zurück, und mitten unter protestantischen Nachbarn blieben sie treu bis auf diesen Tag. Diese wunderbare Kreuzung des äußersten Eigenfinnes mit dem äußersten Leichtsinne bekundet uns, daß wir an den Grenzmarken des starren niederdeutschen und des beweglichen mitteldeutschen Wesens stehen.“

Über die Entstehung des Namens „blinde Hessen“ ist allerlei gedeutet und gefabelt worden. Jakob Grimm, den, wie seinen Bruder Wilhelm, Hessen mit Stolz zu seinen Söhnen zählt, schließt aus der Thatsache, daß man den Schwaben ebenso wie den Chatten, beiden als Nachkommen der Sueven, nachsagt, daß sie „blind“ seien, daß dies schon ein uralter Spottname gewesen sein müsse. So heißt es z. B. in Nefflens „Vetter aus Schwaben“ (S. 166): „Ei, ist es wahr, daß die Bauern in Schwaben zehn Tage blind bleiben nach der Geburt? Mein Großvater sagte mir's; er war in Schwaben einmal gar lange im Quartier.“ — Ferner schreibt der bekannte Baseler Arzt Leonhard Thurneiser (1584): „Schwäbische Art; welches Geschlecht der Menschen nach der Geburt, wie man vermeint, neun Tage als die Hunde blind liegen sollen.“ So wundert sich denn auch Möser (V, 26), woher es wohl komme, daß man die Hessen, einen der scharfsichtigsten Stämme in Deutschland, „blind“ nenne, und er giebt darauf folgende Antwort: „Die Hessen hießen ehemals Chatten oder Chazzen, woraus zuletzt „Hessen“ geworden, und es ist sicher eine Anspielung auf die blinde Geburt der Katzen, daß man die Hessen mit jenem Spottnamen beehrt hat, welcher jetzt, da die Hessen nicht mehr Chazzen heißen, ganz wegfallen sollte. Wahrscheinlich haben die Cherusker, die mit den Chatten in beständigem Kriege lebten, jenen Spottnamen zuerst aufgebracht.“

So hält es denn auch Grimm nicht für unwahrscheinlich, daß den Römern der Name Catti anfang an ihr catus, catulus, catellus und catta, das sowohl „einen jungen Hund“ wie eine „Kage“ bedeuten kann. Auffallenderweise findet sich ein auf die Hessen von den Niedersachsen im 16. Jahrhundert angewandter Schimpfname „Hundeheffen“. An die „Kage“ erinnert der Name „Kagenellenbogen“ für Cattimelibocus, ein Grafengeschlecht, das, wie auf alten hessischen Fahnen, den Löwenhund oder die Löwenkage im Wappen führte. Doch dies erklärt für die Schwaben nichts. Dagegen ist unter Bayern, Schwaben und Hessen eine Aussetzungssage verbreitet, nach der mehrere Knäblein wie „blinde Welse“, d. h. Hunde, ersäuft werden sollten. Diese seien jedoch gerettet und nachmals Stammherren berühmter Geschlechter geworden; von ihnen habe sich dann der Schimpfname „Welsen“, d. h. blinde Hunde, auf das Volk übertragen. Oder sollte ein wirklich blindgeborener Stammesheros den Namen Wolf oder Welf erhalten haben? Die Ableitung ist und bleibt dunkel.

Neuerdings erklärt man den ganzen Zusammenhang einfacher. Es giebt ein bekanntes hessisches Sprichwort: „Blinder Gaul geht gradezu!“ Nun soll aber auch (was uns jedoch ganz unbekannt ist) für „Gaul“ die uralte Bezeichnung: „Heß“ oder „Hesse“ jetzt noch gebräuchlich sein; demnach würde „blinder Hesse“ weiter nichts als „blinder Gaul“ bedeuten und hätte also mit dem Volk der Hessen absolut nichts zu thun.*

Doch nun, lieber Leser, folge uns ins Innere des Landes der „blinden Hessen“, worunter man im engeren Sinne das frühere „Kurhessen“ versteht. Wir führen dich ins Gebiet eines durch und durch deutschen Flusses, der Weser, welcher Werra und Fulda, Eder und Diemel zugehören; wir führen dich in ein großes Bergland, das wir mit den Worten Daniels folgendermaßen schildern wollen: „Zwischen dem rheinischen Schiefergebirge, Vogelsberg, Rhön und Thüringerwald im Westen, Süden und Osten, der Diemel im Nordwesten hebt sich das Berg- und Hügelland von Hessen, ein vorwiegend aus buntem Sandstein zusammengesetztes, flachwelliges Plateau von 160—330 m mittlerer Höhe.“ Ein Gewirr unregelmäßiger Berghäufen und Ruppen, meist aus Basalt und Muschelfalk, durchschnitten von tiefen Flußthälern, bietet es dem Geographen große Schwierigkeiten der Gruppierung. Im Süden finden sich mehr einzelne Regelberge, im Norden mehr Berggruppen und Wandgebirge; groteske Höhen mit Burgen und Schlössern wechseln mit städte- und dörferreichen Tafelländern, und von großen Ebenen findet sich nur eine bei Kassel, wo vermutlich früher ein See stand. Zur Orientirung folgen wir am besten dem Laufe der Flüsse und beginnen mit der Werra.

Fast in allen Geographiebüchern bis in die neuere Zeit findet man die Ansicht vertreten, daß die Weser aus zwei Quellflüssen, aus Werra und Fulda, entstände, oder daß diese beiden Gewässer durch ihre Vereinigung bei Münden den Weserstrom bildeten. Dies ist aber sicherlich eine irrige Auffassung, denn die Weser ist nur als eine Fortsetzung der Werra zu betrachten.

*) Das Pferd heißt im Altnordischen hestr, im Schwedischen Häst, im Dänischen Hest. Hesse (mittelhochdeutsch hahsi) oder Hase bedeutet ursprünglich den „Lauf“ eines Tieres, vor allem die Sprunggelenke des Pferdes. Noch sind die Redensarten vorhanden: Blinder Gaul geht gradezu. Drauf los wie ein Heß. Er läuft wie ein Heß. Blinder Heß. (Siehe Max Jahns: Roß und Reiter, Bd. I, S. 14. Leipzig 1872.)

Schon unsere Vorfahren hielten Werra und Weser für einen und denselben Strom, in welchen die Fulda mündet; noch im Mittelalter wird die Weser bei Bremen meistens Werra (Wirraha) genannt. Ursprünglich sind auch beide Namen, sowohl Werra (Wirraha) wie Weser (Wisura), nur Verkürzungen des Stammwortes Wisurracha, das die Römer in Wisurgis verwandelten.

Die Werra entspringt unweit der Grenze des Thüringer- und Frankenswaldes, zwischen Wurzel- und Bleßberg, nordöstlich von Eissfeld, „aus drei Quellbächen, welche als Quertäler den südöstlichen plateauförmigen Teil des Thüringerwaldes durchschneiden“. Die drei Quellen heißen: Das Saarwasser, das eine halbe Meile westlich von Steinheide entspringt (708 m); die nasse Werra, die sich beim Dörfchen Saargrund mit dem Saarwasser vereinigt, und die trockene Werra, die bei Schwarzenbrunn zufließt. Der durch diese Zuflüsse vergrößerte Fluß, welcher schon nach dem Zusammenströmen der beiden ersten Quellbäche schlechthin die Werra genannt wird, fließt zunächst bis oberhalb Hildburghausen in südwestlicher, dann bis Meiningen in westlicher und schließlich in nordwestlicher Richtung dahin, rechts von dem Thüringerwalde begleitet. Es giebt kaum in Deutschland ein anmutigeres Thal als dieses von der Werrabahn (zwischen Eisenach und Lichtenfels) durchzogene, zwischen dem Thüringerwald und der Borderrhön eingesenkte Längenthal mit seinen romantischen Seitenthälern. Besonders reizend wird es in der Gegend von Meiningen; die Krone bildet wohl das schöne Schwarzathal, an dessen Eingang uns auf hoher Felswand der lateinische Gruß: *Salus intrantibus*, „Heil den Eintretenden!“ empfängt.

Unter den Zuflüssen der Werra von rechts nennen wir die Schleuse bei Themar, welche einen reichen Zuschuß an Wassermassen zuführt; dann die Hasel mit der hennebergischen Schwarzza und die Schmalkalde. Links fließen von der Rhön die Ulster und Felda zu. Nun macht der Fluß, eingeengt durch Vorsprünge des hessischen Berglandes und den Sielingswald, eine entschiedene Wendung nach Norden, bahnt sich durch Kalkgebirge seinen Weg in „die Weitung von Berka, einen früheren Landsee, und naht sich nach neuem Durchbruch einer neuen Krise seines Laufes“. Bei Hörfel, unweit des sagenberühmten Venusberges, in welchem Ritter Tannhäuser in den Armen der Frau Venus (eigentlich der germanischen Göttin Holda) ein Leben voll Uppigkeit und sündlicher Wollust verbrachte, unfern der romantischen Wartburg, wo wir im Geiste dem Sängerkriege lauschen und in einsamer Zelle den großen Reformator sehen, der mit Tintenschwärze den schwarzen Teufel verjagt: da arbeitet sich die Werra durch die Thüringische Pforte in vielen Windungen in das hessische Bergland hinaus und nimmt dort ihren stärksten Zufluß, die Hörfel, auf. Die Quelle der Hörfel heißt Leine, welche sich durch das Schilfwasser aus dem Friedrichrodaer Grunde und das Badewasser aus dem Reinhardtsbrunner Thale verstärkt und von da ab den Namen Hörfel führt. Sie bewässert eins der schönsten Thäler am Nordwesthange des Thüringerwaldes und nimmt mehrere kleine Zuflüsse von da in sich auf, wie die Laucha, Emse, Ruhla (Wutha) und unterhalb Eisenach die ansehnliche Nesse aus dem thüringischen Hochlande. Im Jahre 1639 führte man aus der Leine einen Arm nach dem wasserarmen Gotha und, als dies nicht ausreichte, in diesen Leinekanal später noch einen Arm aus der zum Elbgebiete gehörigen Apfelstedt. Da hätten wir denn ein kleines Beispiel einer Bifurkation und komplizirten Flüßeverknüpfung.

Unterhalb Hürfel läuft die Werra in eine „hohle Gasse“, zwischen dem sogenannten Ringgau links und dem Hainich und Eichsfeld rechts, oft durch schroffe Kalkfelsen eingeengt; so bei Kreuzburg (192 m) und Treffurt (173 m). Von dem an Richard Wagners Baireuther Villa anklingenden Wanfried bis Eschwege verbreitert sich das Werrathal; dann aber engt es sich wieder ein, bietet aber überall die Romantik eines herrlichen und zugleich fruchtbaren Gebirgsthales. Abwechselnd folgen sanfte Höhen, wie der Höheberg, herrliche Ruinen, wie die des alten Schlosses Hanstein und links des Schlosses Ludwigstein, lachende Gelände und blühende Ortschaften. Wir kommen dann an den steilen Weinbergen von Wizenhausen, der Höhe von Arnstein, dem Leinaholz, einem langen Waldrücken, vorbei bis in den Bergkessel von Münden.

Der Meisner. Vor der Vereinigung mit der Fulda müssen wir noch links das Meisner Gebirge hervorheben, dessen Hauptberg Meisner im Volksmunde gemeiniglich Wissener genannt wird, wie man glaubt von „weiß“, weil sein Gipfel am längsten die Schneehaube behält; es wäre also der „Montblanc von Hessen“. Andere leiten den Namen von den „Wiesen“ ab und nehmen eine fehlerhafte Schreibart Weisner an, aus welcher erst im vorigen Jahrhundert durch schnörkelhafte Schreibung des „M“ der Name Meisner entstanden sei. Der Meisner erhebt sich bis zu 2311 Par. F. = 751 m über den Meeresspiegel und 1872 Par. F. = 608 m über das Werrathal empor inmitten einer Kette von Bergen und Hügeln wie ein langer, dunkelgrüner Wall. Seine Höhe ist ein vollkommenes Plateau, eine Stunde lang und eine Viertelstunde breit. Dann aber fallen die Wände schroff und steil ab und eröffnen die Aussicht in schwindelnde Abgründe. Besonderes Interesse bietet dieser berühmteste Berg des Hessenlandes dem Geologen. „Sein Basalt stieg in der Urwelt aus den Sand- und Kalksteingebirgen empor und bildete sehenswerte Klippen, Grotten und steile Wände, wie der Weizenstein und die Kalwe auf der Ostseite, dazwischen der Frau-Hollenteich und der Gottesborn; wie der Seestein auf der Südseite, wo sich ebenfalls ein kleiner Teich befand, und die Kitzkammer auf der Westseite. Bergleute fahren in die Stollen des großen Steinkohlenwerkes, das tief unter dem Basalt liegt und schon seit 300 Jahren abgebaut wird.“ Aber auch für den Botaniker bietet der Meisner viel Merkwürdiges; er findet dort der Blumen und Kräuter so viele und seltene, wie nirgendwo im Hessenlande. Auf den fetten, würzigen Matten treibt der Hirte seine Herden mit melodischem Geläute; in den herrlichen Forsten pirscht der Weidmann. Ferner gewährt dem Touristen und Naturfreunde kaum eine Wanderung so viel Reiz, wie die durch das romantische, quellendurchrieselte Höllenthal, wo ihn die Ruine Bilstein grüßt, über Abterode und Bockerode nach dem Kohlenbergwerk Schwalbenthal. Von der Kalwe aus entzückt ihn der herrliche Blick auf den Harz, Thüringerwald und die Rhön, und ebenso labt sich das trunkene Auge an der prächtigen Aussicht vom „Lusthäuschen“. Tief unten in einem Felsenlabyrinth liegen der Altarstein, eine heidnische Opferstätte, und der Frau-Hollenteich. Hier schaut der sagenkundige Poet den unterirdischen Palast der gütigen Göttin Solda, der Beschützerin und Pflegerin des Pflanzenlebens, der Hüterin und Bewahrerin aller Keime des Lebens und Werdens in der Natur, der Vorsteherin der Spinn- und Webekunst, von der sich noch viele Spuren in deutschen

Sagen und Märchen erhalten haben. Sie wohnt mit Vorliebe in kühlen Brunnen und klaren Seen, umgeben von einer Schar kleiner Wesen, den Elfen und Holden, von Kinderseelen noch ungeborener oder frühverstorbenen Menschengeschöpfe, den sogenannten Heimchen. Oft in lauen Sommernächten klingt ein wunderbar ergreifender, melancholischer Gesang aus der Tiefe, das ist der bezaubernde „Huldreslat“ (von Hulda oder Holda), welcher die Menschen zu sich hinablockt.



Frau Holle (Holda). Zeichnung von F. W. Heine.

Daher stammen die bekannten Ammenmärchen vom Kinderteich oder Milchbrünnchen, aus dem der heilige Vogel der Göttin, der Storch, der noch heute im Plattdeutschen adebor, d. h. der Kinderbringer, genannt wird, die kleinen Kindlein holt und den beglückten Müttern in den Schoß legt. So kennt jedermann in Dresden den Quickbrunnen, dessen Wasser Kindersegen verleihen soll. Man hat sogar eine Kapelle mit einem Storch auf dem Giebel darüber gebaut, die 1512 erneuert wurde. Durch den Einfluß des Christentums ward nachmals an die Stelle der heidnischen Göttin Holda die heilige Jungfrau Maria gesetzt. So singt man heute noch im Hessischen den bekannten Kinderreim:

„Storch, Storch, Steine, mit den langen Beinen, mit dem kurzen Knie! —
Jungfrau Marie hat ein Kind gefunden in dem gold'nen Brunnen.“
(Oder „war in Gold gebunden“.)

Aber auch die frühverstorbenen Kinder kehrten zu Frau Holde in ihren Teich zurück. Dies lehrt unter anderem ein reizendes Märchen in der bekannten Grimmschen Sammlung: „Das Thränenkrüglein“. Hier heißt die gütige Göttin Berchta, die im Grunde genommen gleichbedeutend ist mit Holde. Dort lesen wir, wie eine betäubte Mutter, welche ihr geliebtes Kind durch den Tod verloren hat und Tag und Nacht um dasselbe weint, im Traume die Göttin mit ihren Heimchen durch einen feuchten Wiesengrund ziehen sieht. Unter den kleinen Wesen gewahrt sie auch ihr teures Kind, das mit einem großen Krug sich abschleppt und hinter den anderen her über einen Zaun klettern will. Geschwind eilt sie auf ihren Liebling zu und schließt ihn weinend in die Arme. „Ach, liebe Mutter,“ ruft das Kind, „höre doch auf zu weinen! Siehe, hier in diesem Krüge muß ich alle deine Thränen sammeln, und er wird mir schon zu schwer! Auch geht es mir ja gut hier bei der lieben Frau, und hoffentlich kommst du auch bald zu mir!“ Da küßte die arme Mutter ihr liebes Kind, weinte sich noch einmal recht aus und hörte dann auf. Bald aber vereinte der mitleidige Tod die Mutter mit ihrem Kinde.

So zeigt sich uns die Göttin als eine in der Tiefe der Erde geheimnisvoll waltende Macht, als die Göttin des Lebens und Todes, wie die Erde selbst in ihrem Schoße Sein und Vergehen birgt. Wie die Erde selbst, spendet auch sie unverhofften Reichtum. So versetzt sie die Sage als fürsorgende Schaffnerin in den Kyffhäuser zu Barbarossa. Dort beschenkt sie die Glückskinder, die den Weg zu ihr finden, mit Schätzen. „Aber vergiß das Beste nicht!“ ruft sie einem Hirten zu, der vermittelt der blauen Wunderblume den Eingang zu ihr gefunden und über den Kostbarkeiten seinen Talisman vergißt. Nach anderen Sagen überreichte ihm die Göttin einen Strauß blauer Blumen zum Anpflanzen. Dies waren die Blüten des Flachs. Denn sie ist ja vornehmlich die Vorsteherin der Spinn- und Webekunst; fleißigen Spinnerinnen schenkt sie Flachs und Spindeln, faulen dagegen zerreißt oder verwirrt sie das Gewebe. Wie sie die fleißigen Mädchen belohnt, die faulen dagegen bestraft, lehrt das bekannte Grimmsche Märchen von der Gold- und Pechmarie. Nur ist darin die holdselige Göttin ihres Liebreizes entkleidet und als „Frau Holle“ in eine langnasige Hexe verwandelt. Ost sind ihre Gaben anfangs unscheinbar, wie jene Laubzweige, die sie den drei Musikanten verehrte, als sie dem schlafenden Kaiser vorspielten. Aber für den, der sie dankbar verwahrt, verwandeln sie sich nachmals in lauterer Gold. Durch den Einfluß des Christentums ward das Wesen der einst holdseligen Göttin verteuflert, besonders ihre nächtlichen Umzüge wurden zum unheimlichen Spuk. Nicht nur, daß die ehemals Holden zu Unholden wurden, die allerlei Schaden anstifteten, wie uns dies z. B. Goethes bekannte Ballade vom „getreuen Eckart“ zeigt, sondern sie wurden auch mitsamt den ihr geheiligten Tieren, wie Uhu, Kuckuck und Kaze, zu tanzenden Hexen auf dem Blocksberg mit allerlei Teufelspuk. Doch in manchen Redensarten klingt die Erinnerung an die einstige Liebesgöttin noch nach. So sagt man heute noch, wenn eine Braut schönes Wetter hat: „Sie hat die Kaze gut gefüttert!“ — Von einem unruhigen Geiste dagegen: „Er fährt mit der Holle“ und im Anklage an die durch die Göttin verfluchten Mähnen der Tiere sagt man von einem Wirrkopf: „Er hat einen Holle-kopf!“ Wie die Göttin durch mittelalterliche Dichtungen zu einer verführerischen Sirene der Sinnelust ward, lehrt die bereits von uns berührte Tannhäuser-Sage.

Die Fulda. Die Fulda, beim Annalisten Sago (Berz VIII, 556) Bulda, sonst Bulda und Fuldaha genannt, „entspringt oberhalb Gersdorf als starke, eiskalte Quelle am Fuße der kleinen Wasserkuppe, 1352 Par. F. = 439 m hoch, aus lose umherliegenden Basalten.“ Pfister sagt von ihr in seiner Landeskunde von Kurhessen: „Sie ist die Hauptader im Gefließ des innern Landes; und wie der stockende Puls den nahen Abschied des Lebens verrät, so wollten auch die Vorfahren bemerken, daß die Fulda in ihrem Laufe kurz vor dem Ableben eines hessischen Fürsten oder vor anderen schweren Ereignissen zu stocken pflege. Neunmal zwischen den Jahren 1566 und 1683 trafen diese Weissagungen ein; jedesmal war das Wasser auf eine lange Strecke hin plötzlich versiegt, sodaß man die Fische mit Händen fing und fast trockenen Fußes durch den Fluß gehen konnte, worauf das Wasser sich nach mehreren Stunden wieder einstellte. Schon in weit älteren Zeiten pflegte sie, als treue Bürgerin, ihre Teilnahme an den Landesangelegenheiten durch Verstummen auszudrücken, z. B. im Jahre 1148 bei Fulda, als dort wegen einer streitigen Abtwahl das ganze Land aufgeregt wurde, zu Kassel aber die Landgräfin Hedwig starb, welche in ihrer Brautlade Althessen an Thüringen gebracht hatte. Schade, daß den natürlichen Ursachen dieses Versinkens des Wassers und der Quellen, welches einigemal und gleichzeitig in der Eder und Werra bemerkt wurde, nicht nachgeforscht worden ist.“ Bald nach ihrem Erscheinen haben wir in der Fulda eine Art von perte du Rhône: sie verschwindet unter schwammigem Rasen und taucht bei Oberhausen wieder auf. Ja, selbst ihr Name verschwindet auf eine Strecke weit: bei Schmalnau heißt sie die Wanne und erst bei Eichenzell begegnen wir wieder der Fulda. Ihr durchsichtiges Gewässer durchrieselt anmutige Wiesenthälchen und benezt die Blumen und Kräuter der Rhön. Dann erweitert sich der Fluß und durchströmt ein liebliches Thal durch Fuldasches und Hersfeldsches Gebiet bis Bebra. Von da ab wird das Flußbett von beiden Seiten durch hochragende Bergwände eingeengt, nämlich von Rothenburg bis Morschen, und schließt sich bei Beisförth ganz enge zu, sodaß zwischen Weißenberg links und Wilsberg rechts kaum Platz für Strom und Landstraße ist. So bleibt auch das Thal, und nur mit Gewalt scheint sich die Strömung einen Weg durch nackte Sandsteinfelsen hindurch zu bahnen, bis sich auf einmal unter Freienhagen das zwei Stunden weite Thal von Kassel ausbreitet. Aber unterhalb Wolfsanger verengt es sich aufs neue bis nach Münden zu. Auf einer Strecke berühren sich Fulda und Werra sehr nahe, und ein Eisenbahntunnel der von Gerstungen sich an die Thüringer Bahn anschließenden Linie verbindet beide Gebiete; die Bahn wendet sich bei Bebra der Fulda zu und gewährt bis Kassel einen hübschen Blick ins Fuldathal. Von dem Berührungspunkte der Fulda und Werra spricht schon der alte Merian wie folgt: „Es entspringen zu Friedewald im Dorff zwey Wasser unfern von einander, deren das eine gegen Abend nach der Fulda, das andere gegen Morgen in die Werra fließt.“ Wegen dieser Nähe der Werra kann die Fulda von rechts keine großen Zuflüsse haben; dafür kommt ihr aber von links ein um so mächtigerer Nebenfluß, die Eder, die ihr an Gebiet nicht nachsteht.

Die Eder (Adrana, aber auch Hedara genannt) entspringt auf dem Ederkopfe nahe den Lahn-, Dill- und Siegquellen, 1886 Par. F. = 602 m hoch; einige Zuflüsse sollen ihr sogar Goldsand zugeführt haben. Wenigstens erzählt Winkelmann in seiner Hessischen Chronik, daß Landgraf Karl aus dem Edergolde

Dufaten mit der Jahreszahl 1677 prägen ließ. Unter ihren Zuflüssen des Oberlaufes ist die Itter der größte. In grünen Mäanderwindungen fließt die Eder rasch dahin und führt in ihrem nicht sehr tiefen, aber breiten Gewässer viele Fische mit sich. Rechts aus dem Vogelsberge fließt ihr langsam in schmalen, aber tiefem Bette die Schwalm aus dem fetten und reichen Schwälmer Grunde zu, der „Hessischen Kornkammer mit strotzenden Getreidefeldern und stattlichen Herden“. Wer so ein rechtes geographisches Interesse zum Studium des Hessenlandes hat, der wird mit besonderer Aufmerksamkeit den Lauf der Main-Weserbahn verfolgen. Er wird dann oberhalb Guntershausen sich die Eder und die schönen Regelberge (Felsberg) ansehen; dann führt ihn ein Bogen in das fruchtbare Schwalmthal, und schließlich lenkt er in das Lahngebiet ein.

Versuchen wir es nun, nach den Flüssen die Bergzüge zu gruppieren, so nennen wir nach Daniel zuerst:

Die Gruppen zwischen Lahn, Eder und Schwalm, welche mit dem rheinischen Schiefergebirge und dem Vogelsberge zusammenfließen. Dahin gehören: das Lahngebirge, das Bergland von Waldeck, der Burgwald, die Hügel von Frankenberg, das Hainagebirge oder der Kellerwald (2071 Par. F. = 673 m), das Gieselberger Gebirge.

Das Fulda-Schwalmgebirge, nördlich vom Vogelsberg. Ein Teil davon führt den Namen das Knüllgebirge (von Knäuel) und dehnt sich 4 Meilen weit mit Wäldern, Wiesen, Weiden, Hochfeldern und Kuppen, hier und da auch von Thälern durchschnitten, dahin. Sein höchster Punkt, das Knüllköpfchen, ist 1950 Par. F. = 633 m hoch und gewährt einen herrlichen Blick auf die sauerländischen und thüringischen Berge. Den Teil zwischen Zusammenfluß von Fulda und Eder nennt man das Homberger Bergland.

Die Gruppen zwischen Fulda und Werra, der Rhön vorgelagert, im nordöstlichen Teile Werragebirge genannt. Dazu gehören: der Stolzingerwald, das Söhne- und Radgebirge, das Richelsdorfer Gebirge, das Ringgauberge, der Kaufungerwald (so genannt nach dem von Cunegundis, Heinrichs II. Gemahlin, gebauten Kloster Kaufungen) mit dem Bielfstein und das Meißner Gebirge mit dem bereits beschriebenen Meißner.

Die Gruppen zwischen Fulda, Weser und Diemel. Hierher gehört der frei emporragende Habichtswald mit seiner viereckigen Krone aus Hügeln und Niederungen, die sich über eine Stunde hinziehen. Derselbe ähnelt dem Meißner innerlich und äußerlich, nur erreicht er dessen Höhe nicht; sein höchster Punkt, das Hohe Gras, hat 1832 Par. F. = 595 m. Höhe. Sein östlicher Abhang ist der schönste Teil, zumal er mit den berühmten Gebäuden und Anlagen von Wilhelmshöhe geschmückt ist. Hoch empor ragt dort der Herkules, selbst auf dem 20 Stunden entfernten Brocken und Inselberg sichtbar. Dann erwähnen wir den Reinhartswald, nordwestlich zwischen Weser und Diemel, dessen Waldboden ehemals für 20—30 000 Schweine Mastung gewährte und jetzt noch herrliche Forste enthält.

Der Bramwald, am rechten Weserufer, gegenüber dem Reinhartswald, mit einer Reihe von Basaltkuppen, darunter der „Hohe Hagen“ und der „Bramberg“. Von seinem Wildstande rühmte schon der alte Merian, daß jedes Jahr „800 Roth-Wildprät, 1000 Stück Schwarz-Wildprät, wovon Landgraf Wilhelm oft 200 in einer Stellung erjagte, darin gefangen werden“.

Das alte Hessenvolk. Nachdem wir uns so im Lande der „blinden Hessen“ umgesehen, wollen wir auch den ältesten Insassen, unseren Vorfahren, den alten Chatten, einige historische Rückblicke zuwenden. Wie schon erwähnt, werden dieselben zu dem weitverzweigten Volksstamm der Sueven gerechnet, sind aber in ihren Wohnsitzen sehr konservativ gewesen. Ohne Zweifel wanderten sie wie die übrigen Zweige der großen indogermanischen Sprachfamilie in unvordenklichen Zeiten aus dem Innern Hochasiens ein. Die erste Kunde von den Chatten verdanken wir dem römischen Geschichtschreiber Tacitus. Derselbe erzählt uns in seiner „Germania“, daß die Chatten am „Herchnischen Walde“, also etwa innerhalb der Stromgebiete der Fulda und der Schwalm, der Eder und der Lahn, bis zum Rhein und Main wohnten. Ihr Kern- und Mittelpunkt lag an der Mündung der Eder in die Fulda. Dem Volke rühmt Tacitus ausdauernde Leiber, nervigen Gliederbau, trozige Gesichter, große Lebhaftigkeit des Geistes, natürlichen Verstand und Gewandtheit nach, ebenso ihre Treue und Tapferkeit, ihren Gehorsam und ihre Verehrung ihren Feldherren gegenüber. Ihr Kriegsheer bestand meistens aus Fußvolk. Es herrschte die Sitte, daß heranwachsende Jünglinge sich Haupthaar und Bart so lange stehen ließen, bis sie den ersten Feind erlegt hatten; dann schoren sie sich und weihten ihr Haar den Göttern. Eine freilich etwas dunkle Stelle in der „Germania“ meldet uns auch den seltsamen Gebrauch der Chatten, einen eisernen Armring, das Zeichen schwachvoller Fesseln, so lange freiwillig zu tragen, bis sie einen Feind erlegt, und selbst dann noch bis zum hohen Alter dieses Symbol eines bindenden Gelübdes zu tragen, um sich immer wieder von neuem durch Heldenthaten von demselben zu befreien.

Bei den Feldzügen des Drusus waren die Chatten Verbündete der Sigambren und setzten sich gegen die Römer, wiewohl vergebens, bei Arborea zur Wehr. Als Stammverwandte der Cherusker kämpften die Chatten auch in der großen Freiheitsschlacht im Teutoburger Walde mit (9 n. Chr.) und empfanden sieben Jahre darauf die Rachezüge des Germanicus. Dieser verbrannte ihren Hauptort Mattium (Meze) und nahm ihres Fürsten Arpus Gemahlin und Tochter gefangen. Das Jahr darauf fand abermals ein Einfall der Römer mit 30 000 Fußgängern und 3000 Reitern in das Land der Chatten statt. Im Jahre 44 zog der römische Statthalter Galba in ihr Gebiet und brachte die seit der Varianischen Niederlage, also 35 Jahre lang, daselbst verbliebenen römischen Gefangenen sowie den letzten damals erbeuteten römischen Adler zurück.

Im Jahre 58 hatten die Chatten einen Streit mit den Hermunduren über die Salzquellen (wahrscheinlich in der Gegend von Salzungen an der Werra), der, wie uns Tacitus (Ann. XIII, 57) berichtet, übel für sie ausschlug. Auch an dem Aufstand der Bataver unter Civilis in den Jahren 69 und 70 hatten sie teil und belagerten mit den Usipetern und Mattiakern die Feste Moguntiacum (Mainz). Im Jahre 88 unter Domitian besiegten die Chatten die Cherusker, sodaß ihr Fürst Chariomer bei den Römern um Hülfe nachsuchte, aber umsonst.

Seit der Eroberung Galliens durch Julius Cäsar hatten sich die Römer immer mehr an dem Rheine festgesetzt. Schon im Jahre 12 n. Chr. hatte, wie man annimmt, Drusus an der Mündung des Main eine Feste, das spätere Mainz, angelegt und von diesem militärischen Mittelpunkte aus zogen strahlenförmig Römerstraßen, Kastelle und Wälle auch auf dem jenseitigen Rheinufer in das Innere Germaniens. Man erkennt deren Spuren noch deutlich, z. B. über den

Taunus und ihnen gegenüber die der germanischen Ringwälle nach der Nidda, der Wetterau und dem Odenwalde. Ob die noch bis vor kurzem bei niedrigem Wasserstande sichtbaren Pfeiler einer festen Brücke bei Mainz Überreste eines Römerwerkes seien, vielleicht von Trajan herrührend, wird freilich nicht ohne Grund bestritten. Doch wir wollen hier die Überreste aus Römerzeiten in der Provinz Rheinhesse nicht verfolgen, da wir von ihnen schon früher sprachen (vgl. Bd. IV). Ebenso haben wir von den Spuren des Pfahlgrabens schon im vorigen Bande im Kapitel über Wetterau und Vogelsberg gehandelt. Auch von den Spuren der Römerbefestigungen im Odenwald ist gelegentlich die Rede gewesen. In den beiden südlichen Provinzen des Großherzogtums Hesse, nämlich in Starkenburg und Rheinhesse, treffen wir überhaupt keine rein chattische Bevölkerung an; dort wohnten zuerst die mit den Galliern verwandten Kelten, die germanischen Bangionen, zu denen später von Süden die Alemannen und von Osten die Burgunder kamen. Letztere wurden bekanntlich von Hunnen und Franken besiegt und in das Innere Frankreichs zurückgedrängt. Die Chatten waren, wie so viele deutsche Volksstämme, in den Bund der Franken aufgegangen, deren Macht besonders Chlodwig, der Enkel Merovigs, begründete. Nach Besiegung der letzten Römerherrschaft bei Soissons (486), der Alemannen bei Zülpich (496), der Burgunder bei Dijon (500) und der Westgoten bei Vouglé (507) erstreckte sich sein Reich von der Garonne bis zu den Quellen des Rheins, von den Alpen bis zur Nordsee. Einige Jahrhunderte später erscheint der Volksstamm der Chatten von dem der Franken losgelöst und führt den Namen „Hesse“. Der Übergang des Ch in H zu Anfang des Wortes läßt sich durch analoge Beispiele erklären, wie sich neben Chattuarii auch die Form Hattuarii findet; ebenso die Verwandlung des t-Lautes in z in der Mitte des Wortes, so in Hazzuarii für Hattuarii. Daraus ward dann später ein s-Laut, und so finden wir bei fränkischen Annalisten des 8. Jahrhunderts durchgängig die Formen Hassii oder Hessii. Über den Sinn des Wortes vermutet Jakob Grimm, daß es auf eine eigentümliche Kopfbedeckung der Chatten (vergl. das englische hat der „Hut“), etwa auf eine Binde oder Art Haube sich beziehen könne. Ihr höchster Gott Wodan selbst trägt einen Hut, und so mögen auch die chattischen Priester mit einer mitra geschmückt gewesen sein. Ein solcher Priester, Namens Libes, mußte im Triumphzug des Germanicus (17 n. Chr.) mit der Tochter des chattischen Fürsten Noromiros (Tacitus nennt ihn Actumerus) in Rom mit aufziehen. Die Chatten hatten auch weisssagende Frauen (alahtrudi); so prophezeite ein chatta mulier dem Vitellius sein Schicksal (68 n. Chr.). Fast bei keinem andern deutschen Volke haben sich so viele Erinnerungen aus dem Heidentum bewahrt, als bei den Hesse. An Wodan, ihren Hauptgott, erinnert der Wuotansberg im Edergrund und im Fuldathal bei Rothenburg; in letzterem soll der sogenannte Großvatersberg dem Gewittergott Donar geweiht gewesen sein. Vom Gudens- oder Odenberge bei dem Dorfe Meße, dem uralten chattischen Mattium, das nach Tacitus (Ann. I, 56) Germanicus verheerte, erzählt die Sage heutzutage noch viel. Ein Weib, das ihren Gatten ermordete und die Stadt den Feinden verriet, steht zur Strafe als weiße Frau im Bache und heißt im Volksmunde die „Windelswäscherin“. Ebenso spuken in der Umgegend die Geister habgieriger und ungerechter Bewohner. Hier behaupteten sich im 11. und 12. Jahrh. die hessischen Grafengeschlechter von Maden, Gudensberg und Felsberg.



Das Siegfest nach der Schlacht im Teutoburger Walde. Nach G. Rogel.

dda,
gem
neß
hne
der
hen
hon
uch
ede
sen,
ein
ten
nen
nen
ten
en,
Be-
bei
glé
ns,
fs-
n".
oge
et;
in
den
ten
uß
nat
hr
en
ns
ter
nit
co-
bei
em
ert
em
ien
at-
hlt
nd
nd
die
nd
eg.

Ein alter Volksreim nennt noch sechs Dörfer zwischen Gudensberg und Kassel; er lautet:

„Dissen, Deute, Haldorf, Mitte, Bune, Besse,
Das sind der Hessen Dörfer alle jesse.“

Im Dorfe Maden soll das alte Volksgericht seinen Sitz gehabt haben; „maden“ soll soviel bedeuten wie „tagen“, und der Ort Maden, sowie der Maderstein und die Maderheide sollen daher ihren Namen haben. Wie in so manchem andern Götterberge, sollten deutsche Helden und Fürsten im Odenberge, harrend auf den Tag ihrer Erlösung, schlafen. Einst nahte ihm auch Kaiser Karl mit einem großen Heere und litt großen Mangel an Wasser. Auf sein Flehen scharrte sein Roß mit dem Hufe, und siehe da! es floß reichlich Wasser aus einem Borne, den man noch heutzutage wegen seiner glänzenden Flut den „Glitzborn“ nennt. Aber auch die Spuren der Blutbäche, die da in heißer Schlacht vom Odenberge rannen, sieht man noch immer, besonders wenn der Regen die alten Rinnen wieder aufwäscht. An die Walstätte sollen auch noch manche Namen in der Umgegend gemahnen, wie Karleskirchen und Karlesweide. Als nun der große Karl und sein Heer sich den Durst gelöscht, so erzählt man sich, da that sich der Odenberg auf, und hinein zog der Fürst mit seinen Mannen. Nach anderer Version war es aber der mächtige Kaiser Karl der Quinte, d. h. der V., und dieser soll alle sieben Jahre seinen Umzug halten. Manche meinen, der Quinte käme von einem alten Zeitwort quinen für „schwinden“ und bedeute also nur der „Entschwundene“. Mit dem Rufe: „Der Quinte kommt!“ beschwichtigen heute noch ungeduldige Mütter ihre schreienden Kinder. Auch in dem benachbarten „Scharfenstein“ soll verzaubertes Kriegsvolk sein Wesen treiben. Oft hört man da drinnen dumpfen Trommelschlag und unterirdisches Getöse; zuweilen erscheint der Heerfürst, und etliche wollen ihn gesehen haben. Mitunter war es auch einem Beglückten vergönnt, den Eingang zu finden und den verzauberten Kaiser, ähnlich wie den Rotbart im Kyffhäuser, zu schauen. Ein Schmied fand so den Weg und sah dort hünenhafte Recken mit eisernen Kugeln Regel spielen. Er bat sich eine solche aus, nahm sie mit heim und siehe da! sie verwandelte sich in lauterer Gold; doch den Eingang des Berges fand er niemals wieder. Ein Hirte aber, der ein verlorenes Schwein suchte, pflückte die Wunderblume, die ihm das Innere des Zauberberges erschloß; er sah viele Schätze, mit denen er sich die Taschen füllte; doch die Glücksblume ließ er trotz des warnenden Zurufs: „Vergiß das Beste nicht!“ im Berge liegen.*)

Im Scharfenstein hütet eine weiße Jungfrau große Schätze, in der man unschwer die gütige Göttin Holda erkennen wird. Ferner zeigt man bei Großen-Mitte die Spuren einer Riesenhand auf einem ins Feld geschleuderten Felsblock, den ein aus dem Odenberg gekommener Hüne vergebens nach der Kirche schleuderte.

Am Mader Stein aber hatten unsere Vorfahren im Jahre 1247 den Sprößling eines alten chattischen Fürstengeschlechtes: Heinrich, das Kind von Brabant, auf den Schild gehoben.

Von der germanischen Göttin Holda haben wir bei der Schilderung des Meisners schon manches erzählt; wenn es dort nebelt, so „hat Frau Holle ihr Feuer im Berge“, wenn es schneit, „macht sie ihr Bett“, und scheint die Sonne, so „kämmt sie ihr goldenes Haar“. Und so erinnern noch viele Sagen und

*) Daher soll das bekannte blaue Blümlein den Namen „Vergißmeinnicht“ erhalten haben.

Märchen, sowie abergläubische Gebräuche an den Glauben unserer Vorfahren, worüber sich der Spezialforscher Landau ausführlicher vernehmen läßt. Teufel, Hexen, Gespenster, böse Geister, versunkene und verzauberte Schätze u. dergl. spielen darin eine große Rolle.

Gewisse Tage, wie der 1. Mai (Walpurgisnacht) und der sicherlich einst dem Gewittergott Donar geweihte Himmelfahrtstag, an dem heilkräftige Kräuter gesammelt werden, haben heute noch große Bedeutung. Noch lodern hier und da in der Johannismacht die Notfeuer, durch die das Vieh getrieben wird, um es vor Seuchen zu bewahren. Noch gießen in der Sylvesternacht verliebte Mädchen Blei, streuen Asche und Salz, um ihren künftigen Bräutigam zu schauen, wohl ein Rest des heidnischen Freyer-Kultus zu Ehren des Gottes der Ehe und Fruchtbarkeit. Noch glaubt das Volk an die Existenz eines Werwolfes, noch fürchtet es sich vor dem Vertauschen der Kinder, dem Unterschieben der sogenannten Wechselbälge, was man böswilligen Kobolden zuschreibt. Am verbreitetsten sind die Sagen und Märchen von den „Wichtelmännchen“.

Von den Wichtelmännchen. „Wichtelmännchen“ kommt von Wicht, soviel als Knirps, und bedeutet eine Species jener kleinen bald hülfreichen, bald neckischen Geister, die man der großen Klasse der Elfen (Elben) oder Zwerge unterordnet. Sie haufen meist in unterirdischen Wohnungen; so zeigt man eine Wichtelkammer bei Richelsdorf, ein Wichtelhaus bei Ernsthausen, das Wichtelloch am Dosenberg bei Attershausen am Schwalm, ein anderes bei Ziegenhain oberhalb der sogenannten Ruchmühlen und anderwärts in Kurhessen. Von der Dienstfertigkeit dieser kleinen Geister geben viele Sagen und Märchen artige Proben. So halfen einem armen Schuster nachts zwei Wichtelmännchen seine Arbeit vollenden; als ihnen aber die mitleidige Schustersfrau Kleidchen hinlegt, ziehen sie dieselben zwar an, hüpfen aber mit den Worten:

„Sind wir nicht Knaben, glatt und fein,
Was sollen wir länger Schuster sein?“

zur Thür hinaus und kommen nie wieder. Entweder werden sie nämlich durch Geschenke eitel und wollen nichts mehr arbeiten, oder betrübt, daß man ihre uneigennütigen Dienste belohnt, oft aber auch zornig über unbefugte Neugier oder zugesügten Schabernack, wie die Heinzelmännchen in dem bekannten Gedichte von August Kopisch.

Mit Vorliebe halten sie sich in verlassenen Schlössern auf, um dort ihre Feste zu feiern. Ein solches beschreibt Goethe sehr anschaulich in seinem reizenden „Hochzeitsliede“. Aber auch von ihren Neckereien und ihren boshaften Streichen handeln viele Volksmärchen. So versilzen sie Menschen und Tieren die Haare, bewirken die sogenannten Weichselzöpfe (von „Wicht“ und nicht von der Weichsel), verursachen in Pferde- und Hühnerställen plötzlichen Lärm, poltern mit neckischer Lust überall, daher der Name „Poltergeister“, setzen sich den Menschen auf die Brust und verursachen somit das sogenannte Abdrücken (von Ab oder Elb, gleich Elfen), entziehen den Kühen die Milch, bewirken bei Neugierigen Blindheit, ja, bei Unfolgsamen oft den Tod. Dies gab Veranlassung zu den bekannten Balladen vom „Erlkönig“ von Goethe und „Erlkönigs Tochter“ von Herder. Lästig sind namentlich oft die Kobolde und Hausgeister; will man sich ihrer durch Auszug oder gar Verbrennen des Hauses entledigen, da sitzt plötzlich

der hämische Geist hinten auf dem Wagen und stimmt sein sprichwörtlich gewordenes Koboldsgelächter an. Der Triumph des Christentums aber, besonders das Glockengeläute, vertreibt sie. Sehr anschaulich beschreibt uns dies Kopisch in „Des kleinen Volkes Überfahrt“ und Tieck in seinem Märchen: „Die Elfen“. Im Ziegenhainischen vertreiben die Burschen die Geister am Tage vor Walpurgisnacht durch Peitschenknallen. Den Alb kann man in einem Bettuch fangen und in einen Kasten sperren u. dgl. mehr. Wir können hier die Sagen von den Wichtelmännchen nicht weiter verfolgen und verweisen deshalb auf die bereits citirten Bücher von Dr. W. Wagner („Unsere Vorzeit“) und Dr. J. Nover („Nordisch-germanische Götter- und Helden-sagen“).

Se zäher das chattische Volk an seinem alten Glauben und seinen liebgewordenen Gebräuchen hing, um so mehr Schwierigkeiten hatten die ersten christlichen Apostel, der neuen Lehre Eingang zu verschaffen. Zunächst versuchten sie das blinde Heidentum in all seinen äußeren Zeichen zu zerstören und da, wo die Liebe an den althergebrachten Traditionen zu tief im Volksbewußtsein wurzelte, die Gebräuche zwar, wo es nicht anders ging, beizubehalten, denselben aber eine neue vertiefte, christlich symbolische Bedeutung zu geben. So wurden aus den einst ehrwürdigen germanischen Gottheiten teuflische und dämonische Wesen, aus den Anhängerinnen des alten Glaubens, die noch heimlich und zur Nachtzeit zu den verbotenen Opferaltären schlichen, unheimliche Hexen, die von dem einst der Freya geheiligten Tiere, der Kaze, begleitet, um den Hexenkessel, den ehemaligen germanischen Opferkessel, ihre Zaubersprüche murmeln. Ehedem heidnische Gebräuche, wie das Beschenken mit Eiern, das Anzünden und Schmücken geweihter Bäume, erschienen im neuen christlichen Gewande als Oster- und Weihnachtsgebräuche. —

Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir noch alle, namentlich auf dem Lande erhaltenen Gebräuche an Festtagen, alle abergläubischen Gewohnheiten, Redensarten, Sprichwörter und Volksreime in ihrer ursprünglich heidnischen Bedeutung verfolgen.

Bonifacius. Das Hauptverdienst, die hellleuchtende Fackel des Evangeliums in das Dickicht des Hercynischen Waldes und in die chattischen Heidenherzen getragen zu haben, gebührt Bonifacius, dem Apostel der Deutschen. Eigentlich ist Bonifacius nur ein Ehrentitel, denn es bedeutet: der „Wohlthäter“. Sein richtiger Name ist Winfried. Geboren um 680 zu Kirton in der Grafschaft Devonshire, ward er schon von früher Jugend auf in der Klosterschule zu Exeter erzogen und gewann sich die Zuneigung seiner Lehrer, besonders des Abtes Wolfard. Trotz des ausgesprochenen Willens seines adligen Vaters, sich einem weltlichen Berufe zu widmen, folgte er seinem unwiderstehlichen Drange und verließ 715 seine stille Klosterzelle, um das Evangelium zunächst in Friesland zu predigen. Ein dort ausgebrochener Krieg nötigte ihn jedoch zur Rückkehr, und er ward zu Exeter an Stelle seines verstorbenen Gönners Winbert zum Abt gewählt. Doch schon 718 reiste er abermals, nachdem er zuvor den Segen des Papstes eingeholt, nach Deutschland, um zunächst die Thüringer, die Bayern, dann die Sachsen und Hessen zu bekehren.

So traf der glaubenseifrige Apostel auf seinem Zuge durch Hessen bei Dorfgeismar eine dem germanischen Donnergotte Donar geweihte Eiche von

ungeheurer Größe an. Dort pflegten sich die heidnischen Hessen voll Ehrfurcht vor ihrem Hauptgötzen zu versammeln; dort sahen sie mit herausforderndem Troße der Verkündigung der neuen Lehre entgegen. Unererschrocken nahte der Apostel der Deutschen, verkündete unter dem Wipfel der uralten Eiche das Evangelium und setzte dann kühn die Axt an, sie zu fällen. Da schauten die Heiden erwartungsvoll zum Himmel auf, ob nicht der rächende Donnerkeil, der gewaltige Hammer des Donar, den Frevler zermalmen würde; doch siehe da! der Heidengott regte sich nicht. Die mächtige Eiche stürzte krachend zu Boden und mit ihr fiel der alte Glaube und das Ansehen der alten Götter.



Bonifacius fällt die heilige Eiche. Zeichnung von Reichel.

Aus dem Holze des Baumes aber ließ Bonifacius eine Kapelle zu Ehren des heiligen Petrus bauen, wie denn vielfach dieser Apostel, welcher ja bekanntlich auch die Schleusen des Himmels öffnet, die Stelle des heidnischen Wettergottes eingenommen hat. Noch heute sagt das Volk in Hessen, wenn es donnert: „Petrus schiebt Regel!“ und wenn unbeständiges Wetter eingetreten ist, so „ist Petrus am Regiment“.

Noch im Alter von mehr als 70 Jahren trieb es den eifrigen Apostel, nachdem er sein angefangenes Werk in Deutschland seinem Jünger Lullus übertragen, wieder nach Friesland, wo er 755 unweit Dokkingen von der Hand ergrimmtter Heiden den Märtyrertod erlitt.

Die Abtei Fulda. Einer seiner thätigsten Schüler war der aus Bayern stammende Abt Sturm, der Gründer des Klosters Fulda in der silva Buchonia. Auf einem Esel durchritt der wackere Jünger des Bonifacius ganz allein die Wildnis unter Gebeten und Psalmen. Der Herr beschützte ihn vor den wilden Tieren und den noch wilderen Slaven, von denen einst eine Horde ihn verhöhnte. Endlich fand er einen Platz, der seinem Lehrer Bonifacius gefiel. Dort wurde unter seiner Ägide 744 der Grund zum Kloster Fulda gelegt, von dem nachmals die ausgezeichnetsten Förderer des Christentums ausgingen.

Karl der Große hatte sich oft des frommen Mannes in seinem Befehrwerte der hartnäckigen Sachsen bedient, und das Kloster Fulda ward mehrmals von ihnen bestürmt. Hier hatte auch Bonifacius, der Apostel der Deutschen, seine letzte Ruhestätte gefunden. Infolge dessen ward das Kloster ein besuchter Wallfahrtsort frommer Pilger. Ebenso ward die Klosterschule eine der berühmtesten des ganzen Frankenreichs, besonders unter dem fünften Abte Rhabanus Maurus, dem größten Gelehrten seiner Zeit.

Im 11. Jahrhundert nahmen der Glanz und die Bedeutung der Klosterschule etwas ab. Das ausgedehnte Klostergebiet erlangte zwar nachmals den Rang eines Fürstentums, erlitt aber im 16. und 17. Jahrhundert wechselnde Schicksale, bis es 1802 in Folge des Luneviller Friedens säkularisirt und dem Erbprinzen Wilhelm von Dranien übergeben ward.

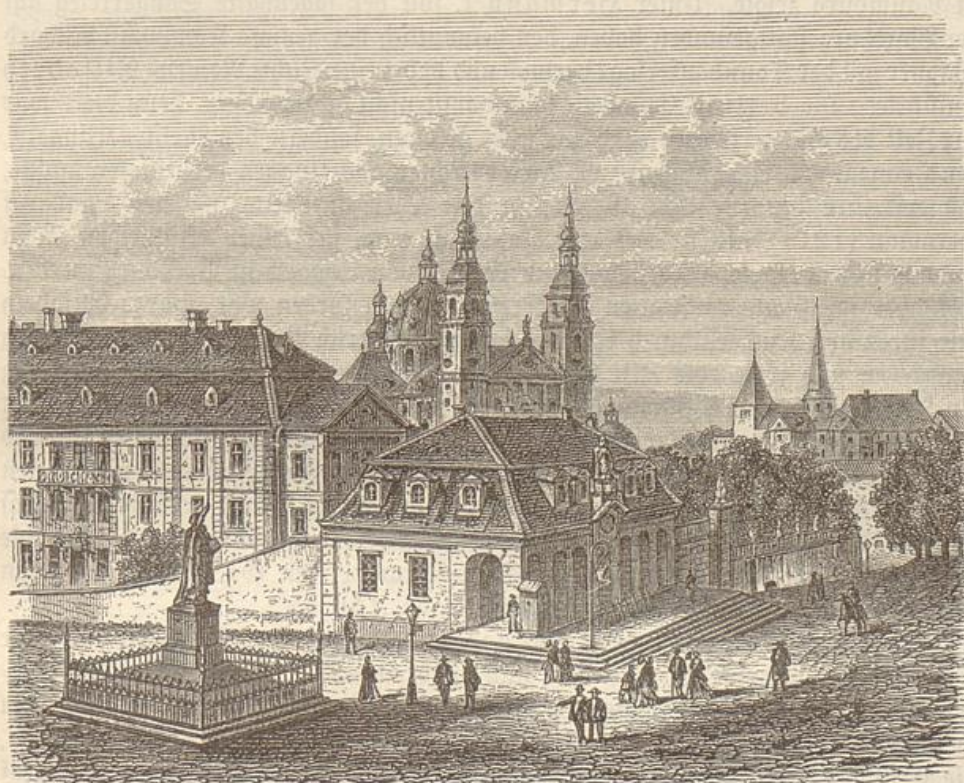
In der Schlacht bei Jena ging es dann an Napoleon, welcher es zum Gebiete des Fürsten Primas schlug, verloren. 1813 kam es an Oesterreich, 1815 ward es an Preußen abgetreten und 1816 fiel es größtenteils an Kurhessen (einzelnes auch an Bayern und Sachsen-Weimar).

Durch Ansiedlungen um die Klostermauern war allmählich der Ort Fulda entstanden, der 1160 ummauert ward und bald darauf Stadtrechte erhielt. Die Stadt erstarkte so, daß sie sogar im 14. Jahrhundert einen, wenngleich verunglückten Versuch machte, sich von der Herrschaft des Fürstenabts zu befreien. Jetzt ist es eine Stadt von beinahe 11500 Einwohnern und gewährt mit seinen vielen Türmen einen überaus malerischen Anblick, besonders vom Frauenberge aus.

Noch herrlicher ist das Panorama über Stadt und Umgegend, namentlich über das Rhöngebirge von der Spitze des Petersberges aus. Fulda liegt am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses in dem Winkel, den die von Nordost ziehende Rhön mit dem nach Südost streichenden Vogelsberge bildet. Diese rauhen, oft im September schon mit Schnee bedeckten Berge erhöhen den landschaftlichen Reiz ungemein, sowie die mit Wallfahrtsorten, Klöstern und ehemaligen Propsteien gekrönten Nachbarberge. Nicht minder schön präsentirt sich die Stadt selbst, zumal von der Nordseite her, durch das Paulithor.

Unter den stattlichen Gebäuden ragt vor allen der mit Grün und Alleen umgebene Dom hervor. Von der ursprünglichen Klosterkirche ist noch die sogenannte Bonifaciuskapelle, eine Krypta, übrig, zu welcher man vom Chore aus auf Stufen hinabsteigt. Darüber ward im Jahre 779 eine größere Basilika gebaut, welche 937 durch eine große Feuerbrunst verheert und 948 wieder restaurirt ward. Dieser Bau mit zwei Chören und doppelten Säulenvorhallen nach Osten und Westen, von einer Taufkirche und anderen Kapellen umgeben, machte 1704 dem jetzigen Dome Platz, der nach dem Modelle der

Peterskirche in Rom erbaut ward; am östlichen Eingange ist ein altes eingemauertes Bild Karls des Großen bemerkenswert. Von den anderen Kirchen Fuldas nennen wir noch die kleine, seit 1854 restaurirte Michaelskirche, unweit des Domes, 822 vom Abte Eigil geweiht und als wohlerhaltener Rest karolingischen Baustils eine der größten architektonischen Merkwürdigkeiten Deutschlands. Aus jener Zeit stammen auch die Krypta und das darauf ruhende Oktogon mit acht Säulen. Letztere haben noch „in ganz antiker Weise gebildete korinthische und römische Knäufe, auf deren Deckplatten halbkreisförmige Schwibbögen aufgesetzt sind, welche ursprünglich eine steinerne Kuppel trugen.“ Der Umgang des von einer ionischen Säule gestützten Mittelraumes war im 11. Jahrhundert durch Scheidewände in Klosterzellen abgeteilt.



St. Bonifaciusplatz in Fulda.

Gegen Ende des 11. Jahrhunderts ward eine Propstei mit der Kirche verbunden und nach Westen in Langhaus und Glockenturm angebaut; ferner wurden ein Aufbau eines oberen Umganges sowie zwei Flügel gegen Osten und Süden hinzugefügt. Ferner verdient noch das in schönem Spitzbogenstil aufgeführte Benediktinerkloster besondere Erwähnung.

Vor dem hochgelegenen Schlosse mit dem herrlichen Parke steht das 1842 von Henschel aus Kassel errichtete Standbild des Bonifacius aus Erzguß mit der Inschrift: „St. Bonifacius, Germanorum Apostolus. Verbum Domini manet in aeternum.“ — Von Klöstern nennen wir das auf dem Frauenberg malerisch gelegene frühere Franziskanerkloster.

Geschichtliches. Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die weitere Entwicklung des Landes Hessen, so finden wir, daß schon unter Konrad dem Franken eine größere Anzahl von adligen Geschlechtern erstand, unter denen die Gisonen, Grafen von Gudensberg, bald die mächtigsten wurden. Als nun Ludwig I., Landgraf von Thüringen, ein Sohn Ludwigs des Springers, die Erbtöchter Geisos IV. von Gudensberg heiratete, erkannten alle hessischen Großen denselben als ihren Landesherrn an. Sein Vater hatte auf einer Bergkuppe die sagenberühmte Wartburg erbaut; woher sein Sohn Ludwig II. den Beinamen „der Eisener“ erhalten, wird verschieden erzählt. Bekannt ist die Geschichte von dem Schmiede und seinem Liebe: „Landgraf Ludwig, werde hart“, und von der eisernen Mauer seiner Mammen, die er dem Kaiser Barbarossa zu Raumburg zeigte. Unter Hermann I. soll der sagenhafte Sängerkrieg auf der Wartburg stattgefunden haben, den bekanntlich der geniale Komponist Richard Wagner mit der Tannhäuserfage verwob und dabei eine Nichte Namens Elisabeth einführte. Die heilige Elisabeth kann damit nicht gemeint sein, denn diese war zur Zeit des Sängerkrieges noch gar nicht geboren, sondern der Meister Klingensor, den Heinrich von Osterdingen zum Schiedsrichter aus Ungarn herbeiholen mußte, ließ erst ihre bevorstehende Geburt in den Sternen. Um sie ließ Landgraf Hermann (1211), als sie erst vier Jahre alt war, für seinen elfjährigen Sohn Ludwig IV. am Hofe des Königs Andreas II. von Ungarn in Preßburg werben. Als aber ihr Gatte in Italien als Kreuzfahrer gestorben war, wurde Elisabeth mit ihren drei Kindern durch ihren Schwager Heinrich Raspe von der Wartburg vertrieben und irrte eine Zeit lang umher, bis ihr der Bischof von Bamberg ein Asyl gewährte. Sie widmete sich nun ganz den Werken der Barmherzigkeit und unterwarf sich in blindem Gehorsam ihrem despotischen Beichtvater Konrad von Marburg. Die Wunder, die namentlich ihre Gebeine verrichteten, hatten schon 1236 ihre Heiligsprechung bewirkt. Über ihrem Grabe erbaute Landgraf Konrad die prachtvolle Elisabethenkirche. Näheres hierüber, sowie über die Stadt Marburg überhaupt und ihre Schwesteruniversität Gießen an der Lahn findet der Leser in unserem vierten Bande (S. 156 ff.).

Mit dem Tode Heinrich Raspes (1247) auf der Wartburg trat eine wichtige Veränderung ein. In dem nun ausbrechenden „thüringischen Erbfolgekriege“ behauptete eine Tochter Ludwigs des Heiligen, Sophie, die Gemahlin Heinrichs des Großmütigen von Brabant, für ihren Sohn, Heinrich das Kind, die Erbschaft Hessens mit dem Stammschloß Gudensberg, während Markgraf Heinrich von Meißen sich in Thüringen und auf der Wartburg behauptete. Wie eine zweite Maria Theresia zog damals Sophie mit ihrem Knaben auf dem Arme von Stadt zu Stadt und zeigte ihn dem jubelnden Volke. Heinrich das Kind nannte sich nachmals „Landgraf und Fürst zu Hessen“ und verlegte seine Residenz nach Kassel. Derselbe herrschte 44 Jahre kräftig im Lande, schützte es gegen anmaßende Nachbarn und säuberte es von Raubrittern. Denn es war damals die „kaiserlose, die schreckliche Zeit“ des Interregnums. Heinrich war auch ein treuer Waffengefährte Kaiser Rudolfs von Habsburg in seinem Kampfe gegen König Ottokar von Böhmen. Unter den folgenden Dynasten Hessens erwähnen wir Heinrich II., den Eisernen, dessen Sohn Otto in dem romantischen Epos Gottfried Kinkels: „Otto der Schütz“ verewigt ist; der Dichter beachtete jedoch darin nicht, daß sich die Trennung Thüringens und Hessens schon lange vollzogen hatte.

Gegen das Raubritterwesen bildete sich der „rheinische Städtebund“, dem von hessischen Städten Mainz, Worms, Wimpfen, Friedberg, Marburg, Alsfeld, Grünberg, Hersfeld, Fulda, Bingen u. a. beitraten. Von Ritterbündnissen gegen Hermann den Gelehrten und seine getreuen Städte nennen wir den „Sternenbund“, eine Genossenschaft von mehr als 2000 Rittern, an deren Spitze Graf Gottfried von Ziegenhain stand und als dessen Anstifter Herzog Otto von Braunschweig galt. Die langwierigen Fehden können wir hier nicht verfolgen; auch mit Thüringen und Mainz hatte Hermann zu kämpfen, und seine Hauptstadt Kassel ward zweimal belagert. Das zweitemal rettete ihn seine Gattin, die sich ins feindliche Lager schlich und den Landgrafen Balthasar von Thüringen zum Abzuge bewog.

Ruhigere Zeiten kamen unter seinem Nachfolger Ludwig I. dem Friedfertigen (1413—1458); unter ihm kamen die Grafschaften Ziegenhain und Nidda mit Teilen der Wetterau an Hessen. Unter Ludwigs I. Söhnen fand eine abermalige Teilung des Landes statt: Ludwig II. der Freimütige erhielt Niederhessen mit Kassel, Heinrich III. Oberhessen mit Marburg. Diese Teilung führte einen blutigen Bruderkampf herbei, der endlich auf einem Reichstage zu Regensburg unter Friedrich III. beigelegt ward. Heinrich III. heiratete noch die niedere und obere Grafschaft Katzenellenbogen und Diez; letztere Grafschaft trat später Philipp der Großmütige an Nassau ab. Nach Heinrichs III. Tode vereinigte Wilhelm II. ganz Hessen.

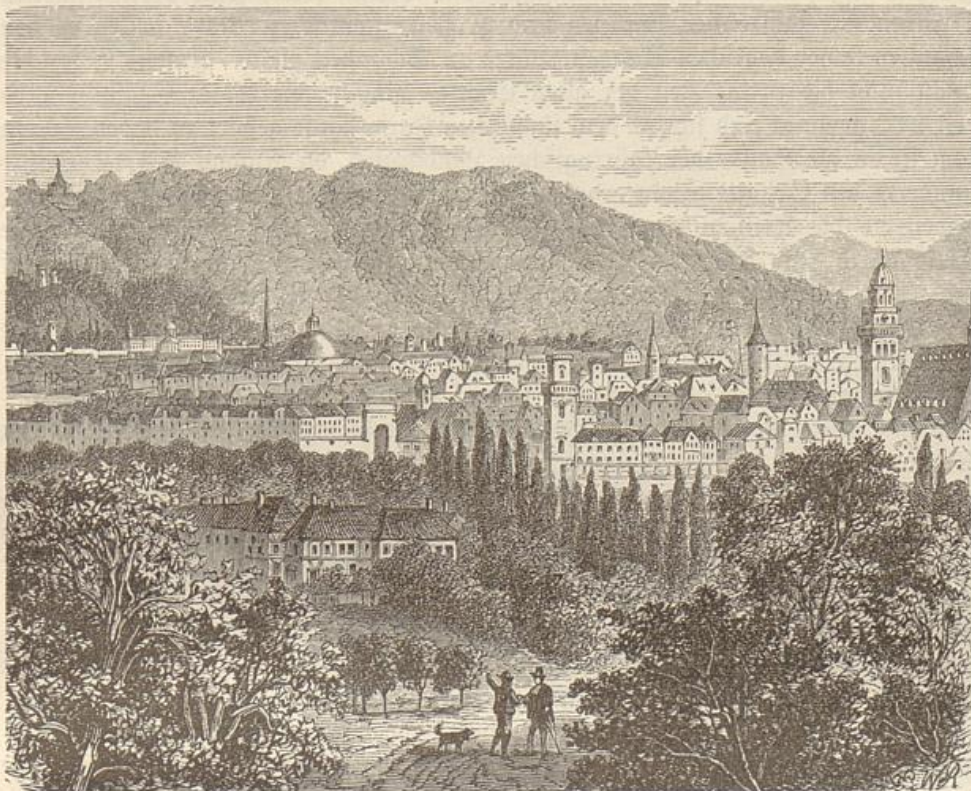
Einer der bedeutendsten Regenten Hessens war Philipp der Großmütige (1509—1567), welcher in seinem 14. Jahre vom Kaiser Maximilian für mündig erklärt ward. Gleich nach dem Regierungsantritt ward er in eine Fehde mit Franz von Sickingen verwickelt, dem Oberhaupte aller ritterschaftlichen Vereine am Rheine, in Franken und Schwaben. Vereint mit unzufriedenen hessischen Rittern, zog dieser sengend und brennend ins Gerauer Ländchen und die Bergstraße und schloß Darmstadt ein. In Abwesenheit Philipps ging das Haupt des dort belagerten hessischen Adels einen schimpflichen Vertrag ein, den jedoch der Fürst und der deutsche Kaiser für nichtig erklärten. Später konnte sich Philipp an seinem Gegner rächen und half bei dessen Belagerung in Landstuhl mit, ja er sah dort den grimmigen Löwen in einer Mauerhöhle sterben.

Im März 1521 lernte der siebzehnjährige Landgraf auf dem Reichstage in Worms den kühnen Reformator Luther kennen, tröstete ihn mit den Worten: „Habt Ihr Recht, Herr Doktor, so helf' Euch Gott!“ und gab ihm sicheres Geleit. So ward er auch der Begründer der evangelischen Kirche in Hessen und gründete die Universität Marburg als Freistätte der Verteidiger evangelischer Wahrheit. In Speier unterzeichnete er 1529 die „Protestation“. Ferner veranlaßte er das Religionsgespräch zu Marburg zwischen Luther und Zwingli in betreff des heiligen Abendmahls. Sodann bestand er 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg darauf, daß die „Augsburger Konfession“ auch deutsch verlesen ward. Er steuerte den Bauernaufständen in Hessen und Thüringen. Für den vertriebenen Ulrich von Württemberg legte er umsonst ein gutes Wort bei dem Kaiser ein, und half ihn mit französischer Unterstützung wieder einsetzen. Auch an der Befreiung Münsters von den Wiedertäufern nahm er teil (1535). Endlich stellte er sich mit Kurfürst Joh. Friedrich von Sachsen an die Spitze des Schmalkaldischen Bundes. Ihnen gegenüber stand die „heilige Liga“ der katholischen Fürsten mit Ludwig von Bayern und Heinrich

von Braunschweig an der Spitze. Der nun ausbrechende schmalkaldische Krieg nahm für Philipp den Großmütigen einen schlimmen Verlauf. Nachdem sein Bundesgenosse, der Kurfürst von Sachsen, bei Mühlberg geschlagen und gefangen genommen worden war (1547), mußte Philipp sich vor dem Kaiser demütigen, worauf er gegen Zusage nach Dudenarde und dann nach Mecheln abgeführt ward. Dort wurde er fünf Jahre lang in strenger Haft gehalten; die Festungen Kassel, Gießen und Küsselsheim wurden geschleift. Heinz von Lüder, der Kommandant der Festung Ziegenhain, verweigerte die Übergabe, und als der Kaiser später verlangte, ihm solle mit Ketten gelohnt werden, ließ ihm Philipp eine goldene reichen. Durch den Abfall des protestantischen Kurfürsten Moritz von Sachsen, des Schwiegersohns von Philipp, von dem Kaiser, der ihn im schmalkaldischen Kriege mit der Aussicht auf das Land seines Veters Johann Friedrich und der Kurwürde gewonnen hatte, wurde eine Wendung herbeigebracht und Philipp wieder befreit. Durch die lange harte Haft gebeugt, kehrte der Märtyrer des evangelischen Glaubens zu seinem treuen Volke zurück, das ihn jubelnd empfing. Schwere Schicksale führten ihn frühzeitig zum Grabe; er starb 1567 zu Kassel und ward dort in der Martinskirche beigesetzt. Sein Sohn und Nachfolger Wilhelm ließ ihm ein Denkmal errichten. Das Land ward unter seine vier Söhne folgendermaßen geteilt: Wilhelm erhielt Niederhessen mit der Hauptstadt Kassel, etwa die Hälfte des Landes; Ludwig bekam Oberhessen mit der Hauptstadt Marburg, ungefähr ein Viertel; Philipp die niedere Grafschaft Katzenellenbogen mit Rheinfels und St. Goar; Georg die obere Grafschaft Katzenellenbogen mit der Hauptstadt Darmstadt. Die Universität und das Hofgericht in Marburg sowie die Hospitäler sollten für alle Linien des Fürstenhauses gemeinsam sein. Die Linie Rheinfels starb 1583, die Linie Marburg 1604 aus. Die hessen-darmstädtische Linie entwickelte sich allmählich zum Großherzogtum von Hessen und bei Rhein. Mit dem Aussterben der Marburger Linie war die Universität Marburg an Hessen-Kassel gekommen, und Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt hatte u. a. Gießen erworben, wo er ein Gymnasium begründete, welches sich nachmals zur Universität erweiterte.

In Hessen-Kassel hatte Landgraf Moritz der Gelehrte die reformirte Lehre eingeführt, und sein Sohn Ludwig fuhr in demselben Geiste fort. Im Dreißigjährigen Kriege befehdeten sich die beiden verwandten Staaten in erbitterter Weise wegen der Marburger Erbschaft. In den Türkenkriegen fochten die Hessen tapfer unter Herzog Karl von Lothringen und halfen dem edlen polnischen Feldherrn Johann Sobiesky die türkische Armee vernichten und Wien befreien. Auch an dem Reichskriege gegen die Mordbrennerhorde Ludwigs XIV. beteiligten sich die Hessen sehr wacker, sowie in dem spanischen Erbfolgekriege. Ja, in letzterem eroberte Prinz Georg von Hessen (1704) Gibraltar. Nach dem Tode des Grafen Johann Reinhard von Hanau entbrannte zwischen den beiden Linien abermals ein Erbfolgestreit (1736), der (1771) so geschlichtet ward, daß Kassel die Grafschaft Hanau-Münzenberg und Darmstadt die in Elsaß gelegene Grafschaft Hanau-Lichtenberg erhielt. Landgraf Ludwig X. von Hessen-Darmstadt nahm 1806 den Titel eines Großherzogs an und nannte sich fortan Ludwig I. Wir können hier die Geschichte des Großherzogtums nicht weiter verfolgen, zumal wir früher, im III. Bande, über Darmstadt schon Eingehendes gebracht haben. Hier nur noch ein paar Worte über Hessen-Kassel.

Nach dem Untergange des Erzbistums Mainz war auf Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel als ältesten Lehnsträger die Kurwürde übergegangen. Als der gefürchtete Korsie die deutschen Fürsten des Westens zur Huldigung gen Mainz entbot, wagte der Kurfürst von Hessen-Kassel, vom „General Bonaparte“, wie er ihn bloß nannte, fern zu bleiben. Da suchte ihn Napoleon für den Preis des Paderbornischen und des Eichsfeldes sowie der Verleihung des Titels „König der Schatten“ zum Beitritt in den Rheinbund zu gewinnen. Doch der Kurfürst hielt zu der von Preußen eingeleiteten Neutralitätspolitik.



Kassel.

Wiewohl Napoleon diese feierlichst anerkannt hatte, ward Hessen-Kassel treulos überfallen und des Korsen Bruder Hieronymus (Jerôme) als Schattenkönig der Schatten oder, wie er ihn nannte, „König von Westfalen“ eingesetzt.

Hessen-Kassel büßte im Jahre 1866 seine Selbständigkeit ein und ward ein Teil der preussischen Provinz Hessen-Nassau.

Kassel und die Wilhelmshöhe. „Mitten in einem weiten, rings von einem Kranze von Bergen umrahmten Thale liegt die alte Hauptstadt des Hessenlandes, Kassel, die ehemalige Residenzstadt des Kurfürstentums, jetzt Sitz des Oberpräsidiums der Provinz Hessen-Nassau und des Generalkommandos des XI. preussischen Armeekorps, sowie ein wichtiger Eisenbahnnotenpunkt. Sie wird durch den schiffbaren Fuldastrom, der gleich einem Silberbande das Thal durchschlingt, in zwei ungleiche Hälften geteilt.“ Am rechten Ufer liegt die kleine

Unterneustadt, am linken die größere Oberneustadt und die Altstadt. Früher eine wegen ihrer Stille bekannte kleinfürstliche Residenz, ist Kassel seit 1866 mehr und mehr ein lebhafter Handels- und Industrieplatz mit vielen Maschinenfabriken und Webereien geworden, und seine Einwohnerzahl ist von ungefähr 35 000 bis zu 58 314 Einwohnern gestiegen. Diesen Umschwung gewahrt man schon sogleich beim Verlassen des Bahnhofes in den neuen großen Straßen. Kassels anmutige Lage in einem gartenähnlichen Thale mit seinen Glanzpunkten der Wilhelmshöhe und Augustenruhe, dem dichtschtigen Auegarten mit seinen Teichen und seinem Kranz von Anlagen und Villen, sowie seine breiten schönen Straßen mit zahlreichen Palästen und großen öffentlichen Plätze stellen es den schönsten seiner deutschen Schwesterstädte an Schönheit gleich. Kassels Geschichte reicht nicht bis in die Zeit der alten Chatten hinaus; die Stadt Chasalla wird erst 913 genannt und scheint dem sächsischen Kaiserhause gehört zu haben. Dann kam sie in die Hände der thüringischen Landgrafen, die Anfang des 13. Jahrhunderts den Ort zur Stadt erhoben. Heinrich, der erste Landgraf von Hessen, erweiterte die Altstadt durch die Neustadt am linken Ufer und verband beide Teile durch eine Brücke. Noch bedeutender ward die Stadt durch Landgraf Heinrich II. vergrößert, der landeinwärts von der Altstadt eine neue Stadt mit der St. Martinskirche anlegte. Doch die große, ganz Europa verheerende Pest brachte (1330) 3000 Einwohner der neu aufgeblühten Stadt ins Grab. Als Landgraf Hermann während seiner Fehde mit den „Sternenbändlern“ drückende Besteuerungen ausgeschrieben hatte, erhoben sich die niederhessischen Städte, Kassel an der Spitze, energisch dagegen (1378) und brachten den Landesherren in einen langwierigen Krieg mit seinen eigenen Unterthanen, welcher 1385 am heftigsten tobte. Viele des Landes Verwiesene hatten Schutz in den Nachbarländern, besonders in Thüringen, gefunden. Damals zog ein vereinigttes Heer unter Herzog Otto von Braunschweig mit den Bischöfen von Osnabrück und Münster, dem Grafen von der Mark u. a., ferner ein thüringisches Heer des dortigen Landgrafen, und vom Rheine her das Aufgebot der Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier vor Kassel, um es zu stürmen.

Wie die Landgräfin Margarethe durch ihr mutiges Benehmen den Landgrafen von Thüringen zum Abzug bewog, haben wir bereits erwähnt. Infolge dessen ward die Belagerung aufgehoben.

Der neu abgeschlossene Friede und Waffenstillstand war nur von kurzer Dauer; Kassel wurde in der Folge noch zweimal mit hundertpfündigen Steinen und Feuerpfeilen beschossen. Erst 1389 kam ein Friede zustande; aber Landgraf Hermann kannte keine Schonung, er ließ drei der Verwiesenen, die sich gestellt hatten, hinrichten. Milder war sein Sohn Ludwig, welcher den Städten ihre alten Privilegien zurückgab. Im 16. Jahrhundert trat Kassel zur Reformation über; im Dreißigjährigen Kriege bot es vielen ein Asyl, vielen auch ein Grab: im Jahre 1637 allein starben 1440 Sieche.

Landgraf Karl schuf große Bauten und Verschönerungen: ihm verdankt der Auegarten mit dem Drangerieschloß sein Dasein, ferner der kolossale Bau des Karlsberges mit seinem weit emporragenden Herkules, den man mit den ägyptischen Pyramiden verglichen hat. Durch die Aufnahme flüchtiger Hugenotten hob er den Wohlstand der Oberneustadt und begründete das freundliche Karlsruhen an dem Einfluß der Diemel in die Weser.

Im Siebenjährigen Kriege fiel Kassel widerstandslos in die Hände der Franzosen (1757); danach wechselte es mehrmals den Besitzer und hielt zwölf schwere Belagerungen aus. Unter Friedrich II. (1762) hob sich Kassel wieder: die Befestigungen verschwanden und der geräumige Friedrichsplatz und der Königsplatz wurden geschaffen. Unter den zahlreichen Neubauten verdient besonders das Museum genannt zu werden. In der Mitte des Friedrichsplatzes steht das Standbild Friedrichs II. Leider wird sein Name mit dem Vorwurf gebrandmarkt, daß er 1770—1784 für 22 Mill. Thaler 12 000 Landeskinder nach Amerika an die Engländer verkauft und gewaltsame Werbungen, das sogen. Pressen, nicht gescheut habe, wovon bekanntlich der Dichter Seume so Trauriges erzählt.



Der alte Friedhof zu Kassel.

Von diesem schweren Vorwurfe suchen einige neuere Spezialforschungen, wie die v. Pfisters, den Landgrafen Friedrich II. zu reinigen. Nur mit Widerstreben habe sich dieser einer Verpflichtung, die vertragsmäßig infolge eines Schutz- und Trugbündnisses aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges zwischen England und Niederhessen bestand, fügen müssen, hessische Truppen gegen den nordamerikanischen Freiheitskampf zu stellen. Die englischen Subsidien hierfür kamen nur dem Lande zu gute, in des Landgrafen Schatulle floß kein Pfennig. Auch das gewaltsame Pressen stellt v. Pfister für Hessen in Abrede; im Gegenteil, es existirten strenge Verordnungen gegen etwaige Vergewaltigung. Daß die Anlagen von Wilhelmshöhe aus solchem Sündengelde durch Menschen-schacher hergestellt seien, ist sicherlich unwahr; denn sie sind erwiesenermaßen

viel älter als der nordamerikanische Krieg. Dies zur Abwehr gegen fortwährend kolportirte Verdächtigungen! Erst durch Wilhelm IX. ward die Wilhelmshöhe zu einem der schönsten Gärten Europas erhoben.

Im Jahre 1806 ward auch das kleine Hessen eine Beute des gewaltigen länderverschlingenden französischen Drachen; es ward Provinz eines neugegründeten Königreichs Westfalen. In Kassel stand der Thron des neuen Herrschers; sieben Jahre dominirten dort französische Sprache und Sitte, sieben Jahre lang herrschte dort der schwelgerische Luxus eines sardanapalischen Hofes. Das Land ward ausgesaugt, doch in der Hauptstadt war Überfluß und Verschwendung. Da übertönten plötzlich die Donner der Völkerschlacht die rauschenden Klänge der Bacchanalien, und von dem gewaltigen Erbeben sank der morsche Thron Jerômes in Trümmer. Der greise Fürst Hessens kehrte zurück und wollte auf den Ruinen der Fremdherrschaft die Stammburg seines Hauses, die Rattenburg, wieder erbauen. Der großartige Bau gelangte nur zu geringer Höhe über dem Fundamente: da versiegten die Gelder. Er stand nun als Ruine, bis in neuester Zeit Preußen das Mauerwerk auseinanderbrechen und daraus die neue Gemäldegalerie auführen ließ. An der Stelle der Rattenburg aber steht der neue Justizpalast. Seitdem hat Kassel noch mancherlei Schicksale erduldet in den dreißiger Jahren und in den Verfassungskämpfen seit 1848.

Rehren wir in das Innere der Stadt selbst zurück, so lenkt vor allem der mit einer vierfachen Lindenreihe bepflanzte Ständeplatz, wo das 1836 erbaute Ständehaus und das neue Kunsthaus liegen, unsere Aufmerksamkeit auf sich; ferner auf dem Friedrichsplatz das kurfürstliche Palais, das Museum, die Kriegsschule, die katholische Kirche und das Hoftheater. Neben letzterem ist seit kurzem ein Standbild des Komponisten Louis Spohr errichtet worden, der 1822—1859 Kapellmeister am Hoftheater war. Die Südseite des Friedrichsplatzes endigt mit dem Auethor, unter Friedrich II. erbaut, wo zur Erinnerung an die glorreichen Jahre 1870 und 1871 zwei Bronzereliefs: Abschied und Rückkehr der Krieger, von einem mächtigen Siegesadler gekrönt, angebracht sind. Von da eröffnet sich ein herrlicher Blick über den Auegarten, das Fuldathal und auf eine reizende ferne Gebirgskette, aus der links der Meisner sich hervorhebt. Vom untern Friedrichsplatz sieht man den großartigen neuen Justizpalast.

In dem 1769—1779 vom Landgraf Friedrich II. erbauten Museum Fridericianum sind die Ende des 16. Jahrhunderts von den hessischen Fürsten angelegten und im 18. Jahrhundert noch erweiterten Sammlungen von Kunstwerken, Münzen, antiken Skulpturen, naturhistorischen, ethnographischen und historischen Gegenständen nebst einer Sammlung von Gipsabgüssen vereinigt.

Vom Friedrichsplatz aus führt die herrliche Bellevuestraße nach dem einst von König Jerôme bewohnten Schlosse, in dem jetzt zum Teil das General-Kommando, zum Teil die Akademie der bildenden Künste ihren Sitz hat. Am Ende der Straße befindet sich das 1871—1877 nach dem Projekt des Professor v. Dehn-Rotfeller im Renaissancestil aufgeführte Gebäude der Gemäldegalerie; das Hauptgeschoß des langgestreckten Mittelbaues ist durch eine mächtige Loggia und zwei Eckpavillone charakterisirt. Im Erdgeschoß befinden sich eine reiche Sammlung mittelalterlicher Gipsabgüsse und die kunstgewerblichen Gegenstände. Eine Marmortreppe führt zu der von Landgraf Wilhelm VIII. angelegten Gemäldegalerie. Von den wertvollen holländischen und italienischen Bildern

haben leider die Franzosen 1806 viele nach Paris entführt. Von Originalen besitzt die Galerie noch ein Breitbild des Paolo Veronese: „Familie des Darius“, eine Diana von Cranach, eine Madonna von Rubens, einige Porträts van Dyck und mehrere Bilder von Franz Hals, Rembrandt („Jakob segnet Josephs Söhne“ und „Blindung Simsons“) und anderen niederländischen Künstlern. Von vielen, wie von einer Raffaelschen Madonna, ist die Unechtheit nachgewiesen worden.

Am Südwestende der Altstadt liegt der runde Königsplatz, wo die Post und das Ministerialgebäude stehen; derselbe hat ein sechsfaches Echo, das verstümmte, als in westfälischer Zeit Napoleons Statue in die Mitte gesetzt ward, nach dessen Entfernung aber wieder seinen Mund öffnete: „so gut hessisch war selbst das Echo“.



Der Friedrichsplatz in Kassel.

Die bedeutendste Kirche Kassels ist die protestantische St. Martinskirche in gotischem Stil, deren Schiff aus dem 14. und deren Chor aus dem 15. Jahrhundert stammt; 1842 ward sie geschmackvoll restaurirt. Unter den dortigen Grabmälern der hessischen Fürsten von Philipp dem Großmütigen an bis auf Landgraf Wilhelm VIII. ist besonders das Philipps und seiner Gemahlin im Chor an der Stelle des Hochaltars zu erwähnen; es ist von ihrem Sohne Wilhelm IV. aus schwarzem Marmor mit weißen Reliefs und reicher Vergoldung aufgeführt. Ferner das Denkmal des Landgrafen Moritz, 1662 aus buntem Marmor errichtet; gegenüber steht ein Denkmal aus Erzguß mit dem Bilde der Landgräfin Christine.

Eine der herrlichsten Partien in der Umgebung Kassels und einer der liebtesten Spazierplätze der Kasseler ist die nicht weit vom Friedrichsplatz gelegene, östlich von der Fulda begrenzte Aue. Ursprünglich eine Insel am Fuße des Weinberges, ward sie 1568 teilweise von Landgraf Wilhelm IV. in einen Park umgeschaffen und mit einem Lustschloß geziert. Landgraf Moritz brachte die ganze Insel an sich, die nach ihm den Namen Moritz-Aue (insula Mauritiania) erhielt. Während des Dreißigjährigen Krieges aber lag der Park öde und verwahrloht, bis der schöpferische Genius des Landgrafen Karl ihn wieder schöner herstellte und die ganze Insel in einen wahrhaften Lustgarten verwandelte. Er begann zuerst mit dem Bau des Orangerieschlosses (1709), nach dem Plane des Pariser Gartenkünstlers Le Nôtre, und des Marmorbades (1722) im rechten Flügelpavillon unter Leitung des französischen Bildhauers Monnot. Wir erblicken hier unter den Marmorreliefs Scenen aus Ovids Metamorphosen, und unter den Statuen einen Bacchus, Faun, eine tanzende Bacchantin u. a. mit kunstfertiger Hand dargestellt. Nach dem Namen des Gründers führt der ganze Lustpark auch den Namen Karls-Aue. Hier wurden unter Landgraf Friedrich II. die glänzendsten Hoffeste mit Maskenbällen und Fackelzügen gefeiert. Den damals herrschenden steifen holländisch-französischen Geschmack in den Anlagen beseitigte sein Nachfolger Wilhelm I. In ähnlichem Sinne suchte Wilhelm II. den etwas in Verwilderung geratenen Bellevuegarten zu verschönern und den Park des Orangerieschlosses nezugestalten.

Das Orangerieschloß mit seinen künstlichen Krystallgrotten, sprudelnden Springquellen, Statuen und Gemälden erinnerte damals an die bunten Phantasienschlöffer eines Ariost. Prachtige Alleen von Orangenbäumen beschatteten des Schlosses Terrassen und schwängern im Frühling die Luft mit gewürzigen Düften. Am Ende der aus vier Reihen Linden bestehenden Hauptallee liegt ein großes Bassin, dessen Spiegel zahlreiche Schwäne durchziehen und in dessen Mitte eine wahre Feeninsel mit einem von Blumenbeeten und blühenden Sträuchern umrahmten Tempel schwimmt.

In diesem Zaubergarten glaubt man eine jener leuchtenden Visionen verwirklicht, wie sie uns Ernst Schulze in seiner „Bezauberten Rose“ so verführerisch schildert. Am südlichen Ende des Zaubergartens lag auch früher ein Tiergarten; jetzt ist nur noch eine Fasanerie mit allerlei Geflügel zu sehen. Ungefähr in der Mitte der Aue ist ein von Bürgern vielbesuchter Kaffeegarten und nicht weit davon befindet sich als Denkmal „zum Andenken der als Opfer französischer Fremdherrschaft gefallen hessischen Patrioten“ ein schlummernder Löwe von G. Kaupert, 1874.

Anfangs war der Besuch des schönen Parks nur den Adligen, den Standespersonen und „reputirlichen“ Bürgern gestattet, dagegen gemeinen Soldaten, Handwerksburschen, Knechten und Mägden, Kindern und Bettlern untersagt. Jetzt ist das Betreten des Gartens nur noch den Hundten und zwar „bei Todesstrafe“ verboten; doch hat der Besuch sehr nachgelassen. Nur noch am ersten Pfingsttage zieht eine wahre Völkerwanderung, einer alten Sitte zufolge, nach der Aue, und im Winter ladet der glatte Eisspiegel der Weiher die Liebhaber des Schlittschuhsports zum Besuche ein.

de=
ge=
ße
en
pte
a)
r=
er
Dr
es
en
r=
nd
tit
er
af
e=
in
te
n

n
r=
n
n
n
n
n

e=
e=
n
t.
n
r
r

i=
t.
i=
n
h
r



Deutsches Land und Volk VI.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Die Kaskaden auf Wilhelmshöhe bei Kassel.

Wilhelmshöhe. Größere Anziehung übt die ehemalige, durch ihren prächtigen Hochwald und ihre Wasserkünste ausgezeichnete Sommerresidenz der Kurfürsten, die Wilhelmshöhe, aus, deren Park seinesgleichen in Europa sucht. Hier lag einst das Kloster Weißenstein, dessen Schirmvögte die Grafen von Schauenburg waren (1137). Landgraf Moritz gründete dann 1606 dort sein Moritzheim (Mauritiolum leucopetraeum), ein Schloß mit Lustgarten, Marstall, Jägerei u. s. w., mehrere Teiche und Grotten, unter anderm die Plutosgrotte. Leider zerstörte der Dreißigjährige Krieg, was Moritz' kunstsinige Hand aufgebaut; erst unter seinem Urenkel, dem Landgrafen Karl, „begann der Bau des gewaltigen Riesenschlosses mit seinen hunderten von Säulen und den vom Gebirge herabsteigenden Kaskaden“ (1701). Unter Friedrich II. ward „Weißenstein“ zur Sommerresidenz; er legte außer vielen Grotten und Tempeln das chinesische Dorf Mu-Lang an, sowie die Allee nach Kassel und die große Fontäne. Noch mehr verschönerte die Sommerresidenz Wilhelm IX., welcher den südwestlichen Flügel des jetzigen Schlosses erbaute, dem bald ein gegenüberliegender und die Vollendung des mittleren Hauptgebäudes folgte (1798). Dieses neue Schloß erhielt jetzt den Namen Wilhelmshöhe. Wilhelm IX. erbaute auch die Löwenburg, legte den Steinhöferschen Wasserfall, den Aquädukt, Montcheri u. a. an, wodurch Wilhelmshöhe erst seine jetzige Gestalt erhielt.

Nachdem Kassel (1807) die Residenz des neuen Königreichs Westfalen geworden, nahm auch König Jerome zu Wilhelmshöhe seinen Sitz. Obwohl der Park und das Lustschloß bei der Ankunft des neuen Herrschers im Totenkleide des Winters dalagen, so soll doch der für Schönheit empfängliche Korse mit gekreuzten Armen lange in stummer Bewunderung davor stehen geblieben sein. Er taufte die neue Sommerresidenz um in eine „Napoleonshöhe“; doch er schuf nichts Bleibendes. Vergrößert und verschönert aber ward sie wieder durch Kurfürst Wilhelm II.; er ließ das große Gewächshaus, das Wachthaus, das große Gasthaus, den neuen Wasserfall und vieles andere schaffen. Er vereinigte auch das Hauptgebäude des Schlosses mit seinen Flügeln. „Stolz wie ein Herrscher“ erhebt sich auf einem Plateau 424 P. F. = 105 m*) über dem Spiegel der Fulda das mächtige, in altrömischem Stile aufgeführte Schloß; der äußeren Pracht entspricht der innere Luxus und der Schmuck der Kunst. Die Lage des Schlosses, umrahmt von den üppigsten Blumenbeeten, begrenzt von den imposantesten Baumgruppen, ist eine wahrhaft zauberische. In weiterer Ferne umlagern es die dämmernden Höhen des Gebirges, an denen die Kaskaden herabsteigen; auf lustigem Gipfel ragt das gewaltige Riesenschloß und tiefer links am Gebirgsabhange die malerische Löwenburg. Schroffe Felsblöcke, lachende Seen und reizende Fernsicht in das Fuldathal krönen das Ganze. Südlich vom Schlosse liegt im Walde wie eine „verkörperte Dichtung“ die den Beschauer ins Mittelalter versetzende Löwenburg. Der geniale Baumeister Zuffow scheint sie mehr nach britischen als nach deutschen Mustern erbaut zu haben, und vorzüglich gelang ihm die Darstellung des halben Verfalls. Von den Zinnen hat man eine herrliche Aussicht auf den Harz und Thüringerwald. In dem Gewölbe unter der Burgkapelle befindet sich die Ruhestätte des Kurfürsten Wilhelm I.

*) Kassel liegt in 552 P. F. = 179,3 m Meereshöhe; 424 P. F. höher steht Wilhelmshöhe in 976 P. F. = 284,6 m Meereshöhe; 633 P. F. höher steht der Herkules in 1609 P. F. = 522,7 m Meereshöhe.

Das Großartigste auf Wilhelmshöhe sind ohne Zweifel seine Kaskaden und das über denselben emporragende Riesenschloß. Dieser in Wahrheit gigantische Bau, ein aus drei kühn über einander gestellten Tonnengewölben bestehendes Oktogon, erhebt sich 415 m über der Fulda auf dem Gipfel des Karlsberges (im Volksmunde „Winterkasten“ genannt); das oberste Tonnengewölbe wird von 102 gekuppelten 13,3 m hohen Säulen getragen. Eine Wendeltreppe führt zur Plattform desselben, welche eine 26,3 m hohe Spitzsäule krönt und von der hinwiederum ein 8,87 m hoher farnesischer Herkules („der große Christoph“) aus geschlagenem Kupfer herabschaut. Diese riesige Statue steht auf einem würfelförmigen Piedestal, von dem aus man ins Innere gelangen kann; in der unten 2,5 m im Durchmesser haltenden Keule des Herkules allein haben sechs Personen Platz. Die Aussicht von oben ist entzückend: „wie eine große Karte liegt das Hessenland mit seinen dicht gereihten Bergen vor uns“, ja man erblickt in weiter Ferne den Brocken, den Inselberg, die Wartburg, die Rhön und den Vogelsberg. Am Fuße dieses Felsenpalastes beginnen die Wasserkünste. Zuerst gelangt man nun an das sogenannte Artischockenbassin, eine riesige steinerne Artischocke, aus deren Blättern neun Fontänen emporsteigen; von da kommt man in die Grotte des Flurengottes Pan, dessen siebenröhrige Hirtenflöte durch eine verborgene Wasserorgel weithin ertönt. Dasselbst befinden sich auch die sogenannten Bezirwasser, kleine, nach allen Richtungen hin sich kreuzende Wasserstrahlen. Weiter unten liegt das Bassin des Enceladus, eines unter einem Felsen ruhenden Riesen, welcher aus seinem Munde eine 18 m hohe Fontäne springen läßt, während über ihn 25 m hoch die Wasserfluten von Klippen herabstürzen. Nun sind wir eigentlich erst an den Hauptkaskaden, welche 282,6 m herabsteigen und 13 m breit sind. Sie strömen 6,5 m hoch über die Grotte des Neptun in einem wunderbaren Wassers Schleier herab in ein Bassin von 68 m Durchmesser; bequeme Steintreppen, im ganzen 842 Stufen, laufen nebenher.

Das Riesenschloß wie die Kaskaden sind aus großen Felsmassen von Tuffstein erbaut, ein Material, dessen dunkle Farbe dem Ganzen das Aussehen des höchsten Altertums verleiht. Der Schöpfer all dieser großartigen Anlagen war Landgraf Karl, der hierzu keinerlei Kosten und Mühe scheute. Im Jahre 1702 begann er damit, und 1710 beliefen sich schon die Kosten auf über 200 000 Thaler, die aus allen möglichen Klassen zusammengeschossen wurden. Ost ließ der Landgraf über 1000 Stück Rotwild schießen und zu festen Preisen an die Gemeinden verteilen. Im Jahre 1702 mußten täglich 30 Bauern aus den nächsten Ortschaften von morgens 4 bis abends 8 Uhr für $\frac{1}{4}$ Gulden als Tagelöhner arbeiten. Schon 1723 beliefen sich die Reparaturkosten der Pyramide auf 2000 Thaler. Im Siebenjährigen Kriege litten die Werke in Folge von Besatzungen und Gefechten. So verteidigte sich im Oktogon und auf der Plattform ein Häuflein Bergschotten wütend gegen die Franzosen am 22. September 1761. Nach dem Kriege suchte Landgraf Friedrich II. die Schäden möglichst zu heilen. Auch war der Tuffstein sehr der Verwitterung ausgesetzt.

Sehr sehenswert sind zwischen dem Riesenschloß und der Löwenburg die Steinhöferschen Wasserfälle, unter Kurfürst Wilhelm I. von einem rüstigen Greise mit ehrwürdigem Silberhaar, Namens Steinhöfer, angelegt. Über Felsblöcken sausen hier wilde Wasserbäche herab und stürzten sich schäumend von Klippe zu Klippe, „bis sie, gleichsam siedend, den Fuß des Abhangs erreichen“.



Westliche Ansicht.

Steinhöfer wirkte 50 Jahre im Dienste der Verschönerung der Wilhelmshöhe; er starb im dreiundachtzigsten Jahre. Kein Denkmal schmückt sein Grab; hat er sich doch das schönste selbst in den großartigen Wasserfällen geschaffen.

Ein Teil dieser Wassermassen wird zur Speisung der großen Fontäne in Röhren verteilt, ein anderer stürzt wildschäumend in eine Felsenkluft, über die sich eine leichtgeschwungene eiserne Brücke wölbt — die Teufelsbrücke. Von da gelangt man zum Aquädukt, einer aus großen Quadrern von 14 Bogen getragenen, 156 m langen römischen Wasserleitung. Von da stürzt das Wasser „mit wahrhaft erschütternder Gewalt in einen von Felsen zerrissenen Abgrund von 29,3 m Tiefe und gleitet dann weißschäumend in einem felsigen, durch Kaskaden unterbrochenen Bett“ zu dem Bassin vor dem Schlosse.

Am Fuße des Karlsberges liegt, von prächtigem Rasenteppich von 180 m Breite bekränzt, das Bassin, aus welchem die große Fontäne einen 0,3 m starken, 62,7 m hohen Wasserstrahl emporsendet. „Gleich einer Säule von Krystall voll Leben und Regen schwebt er hoch in der blauen Luft. Und wie er nun oben in Millionen Perlen zerstiebt, die, vom Winde getragen, wie feiner Regen über die Landschaft ziehen, und wie jede Perle einen Sonnenstrahl einfängt und in den bunten Farben des Regenbogens schillert und blitzt, wähnt das Auge eine Erscheinung aus der Wunderwelt zu sehen. Aber dem feurigen Jünglinge ähnlich, der, seine Kräfte überschätzend, im eilenden Fluge über die Menschen des Alltagslebens sich emporschwingt, nicht mehr fern vom ersehnten Ziele seine Kräfte verzehrt fühlt und dann, vergeblich gegen das Unabwendbare kämpfend, verzweifelnd und mit der Welt und den Menschen und sich selbst hadernnd, wieder in nichts zurückstürzt, ist auch der stolze Strahl nur eine bald wieder verschwindende Erscheinung. Kaum hat er seinen Gipfel erreicht, so beginnt auch schon wieder sein Sinken; immer schwächer wird seine Kraft, immer tiefer neigt sich sein Haupt, bis er endlich wieder, am Ausgange angelangt, nur noch einem kochenden Strudel gleicht.“ —

Zulezt betrachten wir noch den 1828 vom Kurfürsten Wilhelm II. angelegten und 1850 erneuerten Wasserfall, der 16 m breit und 42 m hoch von einer jähren Bergwand über Felsmassen herabstürzt. Auf der Höhe steht ein Merkurtempel, von dem man eine unvergleichliche Aussicht hat. Sehr schön sind ferner die Anlagen des sogenannten großen Lac an der Straße nach Kassel.

In diesem irdischen Paradiese saß 1871 ein hoher Gefangener: Napoleon III. Wohl hatte hier der letzte gekrönte Napoleon Muße, über seine Vergangenheit nachzudenken. — Hier mochte ihm die rächende Nemesis die Buße für den geopfertem Kaiser in Mexiko, für die 1870 in einen unglücklichen Krieg verlockte französische Nation vorhalten. Und eine Vergeltung der Nemesis war es auch, daß in den Brunkgemächern des Pfalzverwüsters Ludwig XIV. sich nach langem Interregnum endlich wieder ein deutscher Kaiser die Krone aufsetzte, daß ferner in den Räumen, wo der Napoleonide Jérôme mit dem Ausruf: „Immer lustig! Immer lustig!“ seine Orgien feierte, jetzt der letzte dieses Dynastengeschlechtes, dessen Begründer einst der Länder Geißel war, daß in diesen nämlichen Räumen der letzte Napoleonide saß, brütend und grübelnd über die Wahrheit des Satzes:

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“